Anekdoten

von

König Friedrich II.

von Preussen,

und

von einigen Personen, die um Ihn waren.

Nebst Berichtigung einiger schon gedruckten Anekdoten.

Herausgegeben

von

Friedrich Nicolai.

Fünftes Heft.

Berlin und Stettin, 1791.

Anekdoten
von
König Friedrich II.

Fünftes Heft.

LV.

Der König ließ im Jahre 1753 im September zwischen Spandow und dem Dorfe Gatow ein Lager von ungefehr sechs- und dreyßigtausend Mann zusammenziehen. Es waren zu demselben mehrere fürstliche Personen eingeladen, und es waren aus allen preußischen Provinzen Generale und Stabsofficiere von der Kavallerie und von der Infanterie dazu berufen. Es ward dazu für den König ein besonderes Haus, 48 Fuß lang, und ein Speisesaal, 76 Fuß lang, gebauet †). Es ward verboten, daß niemand, der nicht dahin gehörte, in dieses Lager kommen, oder die Manöver, welche gemacht wurden, ansehen sollte. Daher waren allenthalben, so wie im Kriege, Vorposten gesetzt, und die Husaren patrouillirten beständig. Einige Neugierige, welche sich demungeachtet heran wagten, wurden auf Befehl etwas geplündert; welches denn die andern abschreckte. Durch diesen geheimnißvollen Anstrich ward die Neugierde aufs höchste gespannt; indessen erschien kurz darauf

 in

†) S. Mangers Baugeschichte von Potsdam 1r Band Seite 147.

in Berlin auf Befehl des Königs eine Beschreibung †) desjenigen, was in diesem Lager sollte seyn vorgenommen worden, nebst beygefügten Planen. Der Verfasser war der damalige Oberstlieutenant Herr von Balby; die Ideen dazu hat aber wahrscheinlich der König selbst gegeben. Ich sage die Ideen; denn es ist nicht die wahre Nachricht von dem, was wirklich im Lager vorgenommen worden ist: sondern diese Beschreibung enthält ganz andere erdichtete Manöver, welche nur so hingesetzt sind, um die Neugierigen von der wahren Beschaffenheit abzuführen, und über diejenigen zu spotten, welche glauben könnten, dieß wären die wirklichen Beschäftigungen im Lager gewesen. Es ist ein Pendant zu der Nachricht von dem Hagelwetter in Potsdam, welche der König im Jahre 1767. in die Zeitungen setzen ließ; wie ich dieß im I. Hefte S. 93. erzählt habe.

Man braucht nur einige Seiten dieser Beschreibung gelesen, und nur sehr wenige militarische Kenntnisse zu haben, um so gleich zu sehen, daß die darin beschriebenen Uebungen nicht von preußi-

schen

†) Erklärung und genaue Beschreibung der Manöver rc. nebst einem großen Plan. Berlin bey Voß, 1753. 22 S. 4.

schen Truppen unter Friedrich dem zweyten haben gemacht werden können, und wirklich, so wie sie beschrieben worden, jetzt zum Theil gänzlich unausführbar, und nicht einmahl für ein Lust-, geschweige denn ein Uebungs-Lager brauchbar sind.

Gleich das erste dieser Manöver soll die, vor alten Zeiten bey den „Römern und Karthagi„nensern in großer Reputation (wie die Worte „lauten) gestandene, so genannte Tête de porc, „auf deutsch Schweinskopf, so aus den Phalan„gen bestanden," gewesen seyn. Das zweyte stellt einen Uebergang über einen Fluß auf Brücken vor, welche unter den Augen und Kanonen eines jenseit aufmarschirten feindlichen Heeres darüber erst geschlagen werden, und die nur für drey Mann en fronte Breite genug haben; das dritte ist eine sogenannte Fouragirung, bey welcher die Bedeckung und die Fouragirenden, unter einander gemischt, ihren Marsch zu dem bestimmten Orte hin und wieder zurück machen; das vierte besteht in der Bedeckung eines Transportes, wobey die Avantgarde aus 30 Grenadieren besteht; bey dem fünften marschiren 12 Batallione und fünf Eskadrone in sieben Kolonnen aus dem Lager, und bey einem vorgeblichen Angriff werden aus der

Infanterie drey verschiedene Zirkel, jeder von vier Bataillonen formirt und diese in die Form eines Triangels gestellt; bey dem sechsten macht die Kavallerie die mittelsten, durch lauter hohle Wege gehenden Kolonnen aus, indessen die äussersten, aus Infanterie bestehenden Kolonnen auf der Ebene marschiren; und bey dem, darauf folgenden Treffen, vertreibt die Kavallerie die in einem Walde verdeckt stehende feindliche Infanterie, und macht, in Carriere, einen Angriff durch diesen Wald durch, u. d. m. Man braucht, wie gesagt, nicht einmal Soldat zu seyn, um zu sehen, daß diese Dinge so sehr unmilitärisch sind, und am wenigsten von preussischen Truppen unter Anführung eines Generals wie Friedrich II. konnten seyn ausgeführt worden.

Die Ursache indessen, aus welcher Friedrich II. gerade eine Beschreibung von diesem Lager, und warum er eine solche Beschreibung davon bekannt machen lassen, ist vielleicht zu errathen. Denn, daß der Hr. v. Balby, welcher damals zu den Günstlingen des Königs gehörte, solche nicht aus eigener Bewegung herausgegeben hat, ist wohl natürlich. Vielmehr ist, bey der bekannten Thätigkeit des Königs, es höchstwahrscheinlich, und man weiß es auch aus Tradition daß er selbst diesem

Offizier

Offizier das, was er beschreiben sollen, bestimmt hat. In den damaligen Zeitumständen nämlich, war es sehr natürlich, daß ein dergleichen großes, zusammengezognes und länger wie gewöhnlich zusammenbleibendes Korps die Aufmerksamkeit mehrerer deutschen und europäischen Fürsten auf sich ziehen mußte; jeder Schritt Friedrichs II. wurde damals beobachtet und untersucht, und es war eben so sehr in seinem Charakter, als vielleicht nützlich, die Neugierde des fremden Publikums auf solche Art irre zu leiten. Und es scheint, es sey ihm gelungen.

Man sollte zwar denken, es hätte die eigentliche Beschaffenheit dieser Beschreibung bald müssen bemerkt werden. Aber wirklich scheint der darin herrschende Muthwillen und Scherz von dem Publikum eben nicht bemerkt worden zu seyn. Damals waren die ersten Principien der Taktik auch noch nicht so allgemein bekannt daß man sie von theoretischen Grillenfängereyen auf den ersten Blick gleich unterschieden hätte, so wie jetzt wohl der Fall seyn würde. Es ward also damals ganz treuherzig geglaubt, die beschriebenen Manöver wären wirklich vorgenommen worden. Sogar der Verfasser der Lebens- und Regierungsgeschichte Friedrichs II. (Leipzig 1786.) der sel. Seyffart in

Halle, der doch selbst zur Armee gehörte, hat diese Beschreibung für Ernst genommen, und erzählt im seinem gedachten Werke im II. Theil S. 196. ganz ernsthaft, „der König habe verschiedene „Kriegsübungen nach Art der Römer und Kartha„ginenser vorstellen lassen," und schreibt dabey aus der Beschreibung alle die widersinnigen Manöver vom Schweinskopf bis auf die dreyeckte Stellung ab. Es ist komisch genug, daß nach 33 Jahren ein solcher Mann sich so sehr irre führen ließ.

Die Frage könnte nun noch seyn: Woher nahm der König die Ideen zu einer solchen Beschreibung, und warum hat er gerade diese Ideen gewählt? Und auch diese Frage läßt sich vielleicht auflösen. Ich hatte eine dunkle Idee davon, aber die Entdeckung ist einem meiner militarischen Freunde zu danken. Er sagt folgendes darüber:

„Es ist bekannt, daß vor und in jenem Zeit„punkte die europäischen Fürsten ihre Völker in „Lust- nicht in Uebungslägern zusammenzogen und „solche, um sich Vergnügen und Zeitvertreib zu „verschaffen, mit großen Kosten manövriren ließen. „Eines der berühmtesten Läger dieser Art war „das, was August II. König von Pohlen, im „J. 1730. bey Zeithayn oder Radewitz in Sach„sen versammelte. Nicht allein der Ceremonien-

meister,

„meister, und bekannte deutsche Dichter (oder viel„mehr Reimer) König wollte es in einem Helden„gedichte, unter dem Titel, August im Lager, „besingen, obgleich nur, so viel ich weiß, der erste „Gesang, die Einholung benannt, fertig gewor„den ist; sondern die sämmtlich darin vorgenom„menen, nicht blos die militarischen Dinge, sind „auch, bis auf die darin verzehrten gebratenen „Ochsen herab, so wie die Rasentische, an wel„chen die Officiere gegessen, von vorne und im „Profil, und sogar ein großer, 22 Ellen lan„ger und 6 Ellen breiter Kuchen prächtig in „Kupfer, auf 108 Blättern im größten Format „gestochen worden †). Vor dem Lager war, diesen „Grundrissen zu Folge, eine schöne große Ebne „ins Gevierte, welche mit sechs Piramyden in „bestimmte Bezirke eingetheilt war, und auf „welcher der größte Theil der kriegerischen Uebun-

†) Der Titel des Werks ist: Grundrisse derer verschiedenen Bewegungen und Kriegsübungen, welche von denen Chursächsischen Truppen Ihro Maj. des Königs in Pohlen und Churfürstens zu Sachsen in dem Lager bey Zeithayn von 1ten bis zu dem 26ten Juny 1730. vollzogen worden.

Auf den Platten selbst sind kurze Beschreibungen angebracht.

„gen vorgenommen wurde. In der Mitte dieses „schönen Platzes war ein Pavillon aufgeführt, „von welchem die Zuschauer die gemachten Uebun„gen übersehen konnten; und überhaupt war für „alle Annehmlichkeiten so sehr gesorgt, daß auch „in einem nah gelegenen Dorfe, Streumen, „Komödie gespielt wurde. Friedrich der zweyte „hatte als Kronprinz seinen Vater, den König „Friedrich Wilhelm, welchem zu Ehren diese mili„tärischen Lustbarkeiten zum Theil mit angestellt „worden zu seyn scheinen, begleitet, und sagt in „seinen Brandenburgischen Denkwürdigkeiten †) „davon: „„Die Uebungen, welche August seine Ar„ „mee machen ließ, stellten die Kriegsarten der „ „Römer, vermischt mit den Träumereyen des Rit„ „ters Folard, dar. Die Kenner sagten, dieses „ „Lager

†) Les manoeuvres qu'il (Auguste) fit faire à son armée, étoient une image de la guerre des Romains, mêlée aux visions du Chevalier Folard. Les connoisseurs jugèrent que ce camp étoit plûtôt un spectacle théâtral, qu'un emblême véritable de la guerre. Oeuvr. de Fréderic Second, publiées du vivant de l'auteur. T. I. pag. 288. Berl. 1789. Uebrigens nennt der König dieses Lager ein Lager bey Radeberg, village situé sur l'Elbe; dieses ist ein Schreib- oder ein Druckfehler; es muß Radewitz heißen; bey diesem Dorfe war das Hauptquartier.

„ „Lager sey mehr ein theatralisches Schauspiel, als
„ „ein wirkliches Sinnbild des Krieges.““ „Ohne
„indessen hierüber eine weitläuftige Untersuchung
„anzustellen, scheint so viel gewiß, daß ein Theil
„der darin gemachten Uebungen Friedrich dem
„Zweyten zu jener erdichteten Beschreibung sei-
„nes Lagers bey Gatow, die, wie gedacht, ei-
„gentlich nur eine Verspottung der Neugierde im
„Jahre 1753, nicht aber des ehemaligen sächsi-
„schen Lustlagers, ist, dennoch hauptsächlich die
„Ideen hergegeben hat. So formirte das sächsi-
„sche Heer z. B. sich (um die Worte der sächsi-
„schen Beschreibung beyzubehalten) in drey Pha-
„langen, oder sieben Linien, gerade so, wie in
„dem Lager bey Gatow die sogenannte Tête de
„porc formirt worden seyn soll, und rückte, wie
„dort, in dieser Form, welche den militärischen
„Lesern aus dem Aelian †) bekannt seyn wird,
„zum Angrif auf den Feind an; eine Form, wel-
„che vor Erfindung des Feuergewehrs und auf
„großen, glatten Ebenen, wie die bey Zeithayn
„war, allenfalls brauchbar seyn konnte. Eben
„so stellte das in drey Phalangen vorwärts ge-
„rückte

†) De instruendis aciebus S. 316 u. f. in den Scriptor. antiq. de re militari, Vesal. 1670. 8.

„rückte sächsische Heer endlich sich in Form von „drey Triangeln; und an den folgenden Tagen „marschirte es in dreyzehn Kolonnen aus dem „Lager, und formirte daraus sich in acht Kolon„nen, so wie es an einem andern Tage in sehr „vielen kleinen, immer aus vier Bataillonen be„stehenden Quarre's manövrirte, wornach, wie „die Vergleichung beider Plane deutlich zeigt, „sehr wahrscheinlicher Weise das fünfte vorgeb„liche Manövre bey Gatow zum Theil gebildet „worden ist."

„Noch ähnlicher aber ist dem in dem Lager „bey Zeithayn vorgenommenen Uebergang über „die Elbe auf der sogenannten Inventionsbrücke, „auf welcher drey Bataillons auf einmal über„gesetzt wurden, das zweyte der vorgeblichen Ma„növres bey Gatow, oder der Uebergang über „einen Fluß auf Schiffbrücken, unter den „Augen und Kanonen des Feindes. Freylich „kam in dem sächsischen Lager der Feind von hinten „her, und gieng nicht gerade unter den Kanonen „seines Gegners, aber doch in einer nicht sehr „großen Entfernung von ihm über die Elbe; und „bey dem auf ihn gemachten Angrif formirte die „Kavallerie auch die erste Linie, ob er sich gleich „schon verschanzt hatte, und seine Fronte von

„ein

„ein paar an der andern Seite der Elbe aufge-
„führten Batterien und den auf der Elbe liegenden
„Schiffen, seitwärts bestrichen oder geschützt
„werden konnte. Auch mußten damals die abge-
„sessenen Dragoner, deren Pferde zwischen den
„Linien stehen, und diesem Flankenfeuer ausgesetzt
„blieben, den ersten Angrif auf das Retranche-
„ment in 4 Kolonnen, und also nach dem System
„des Ritters Folard, machen. —

„Und mit der Beschreibung des letztern Ma-
„növres bey Gatow hat das letzte bey Zeit-
„hayn in so fern Aehnlichkeit, als auch hier die
„Reuterey durch ähnliche Bewegungen und
„auf ähnliche Art den Sieg entscheidet. Sogar
„an einigen andern Kleinigkeiten zeigt sich, daß
„die Beschreibung des Lagers bey Zeithayn in ei-
„nigen Stücken das Muster der Beschreibung des
„Lagers bey Gatow gewesen ist. In dieser ist z. B.
„eben so, wie in jener, sorgfältig die Zahl der
„ganzen und halben Minuten bestimmt, welche
„zu Veränderungen in der Stellung erforderlich
„gewesen sind. Uebrigens erhellt aus dem Gesag-
„ten bereits zur Genüge, daß den, in dem sächsi-
„schen Lager vorgenommenen Uebungen, so, wie
„es der König in den Memoires de Brandebourg
„erzählt, die Kriegskunst der Alten und das be-

„kannte

„kannte System des Ritters Folard zum Muster
„gedient hat. In den übrigen Planen davon fin-
„det man noch mehrere Angriffe, und sogar Rück-
„züge in ganzen Kolonnen, ob diese Rückzüge gleich
„durch die vorgedachte Ebene gemacht werden."

Militarische Leser möchten nun wohl neugierig seyn, Nachricht zu haben, welche Manöver denn wirklich in diesem so geheim gehaltenen Lager vorgenommen worden sind. Ich bin so glücklich gewesen, sie durch die Güte eines meiner militarischen Freunde in Potsdam aus der sichersten Quelle zu erhalten. Diese Nachricht ist zugleich ein kleiner Beytrag zur Geschichte der allmähligen Ausbildung der preußischen Taktik. Der bey der obengedachten Beschreibung befindliche richtige Situationsplan der Gegend, dient zur Erläuterung,

LVI.

Authentische Nachricht von den Manövern im Lager bey Spandau im Jahre 1753.

„Die Armee bestand aus 49 Bataillonen und
„61 Eskadronen, nebst einem Bataillon Artillerie,
„und gehörigem Geschütz. Den 1. Sept. rückte
„sie in drey Kolonnen in das Lager; die erste Ko-
„lonne führte der Feldmarschall Keith, die zweyte

„der

„der Feldmarschall Schwerin, die dritte der Feld-„marschall Kalkstein. Der linke Flügel des Lagers „stand in der Gegend des Dorfes Gatow, der „rechte in der Gegend des Dorfes Pikelsdorf, und „die Havel war also im Rücken des Lagers. Hin-„ter der Gatower Anhöhe, welche den linken Flü-„gel des Lagers beherrschte, und daher, mit einer „Wache, besetzt war, kampirten, zur Unter-„stützung dieser Wache, drey Grenadierba-„taillone.

„Den 2ten Sept. marschirte die Armee in sechs „Kolonnen ab; die erste Kolonne bestand aus der „Kavallerie des rechten Flügels; die 2te, 3te, 4te „und 5te Kolonne aber aus der sämtlichen Infan-„terie, und die sechste Kolonne endlich aus der Ka-„vallerie des linken Flügels. In der Gegend des „Dorfes Seeburg machte die Kavallerie und In-„fanterie diejenigen Evolutionen, die noch gegen-„wärtig, jedoch mit gewissen Abänderungen, an „den ersten Revuetagen pflegen gemacht zu werden.

„Es wurde den 3ten Sept. angenommen: der „Feind komme aus der Gegend des Dorfes Dö-„beritz, in der Absicht: den König in seinem Lager „anzugreifen. Der König entschloß sich, dem „Feinde entgegen zu gehen, und ihn selbst anzu-„greifen. Er marschierte daher schleunigst mit

„der

„der Avantgarde nach dem Dorfe Seeburg, wel„ches bereits von Königl. Truppen besetzt war, um „diese Truppen zu verstärken, und einen sichern „Anstützpunkt für den linken Flügel der Armee zu „haben, welchen er an dieses Dorf anlehnen „wollte. Die Armee folgte auch unmittelbar auf „die Avantgarde, und marschirte in Schlachtord„nung auf. Die Königl. Kavallerie des rechten „Flügels warf die feindliche Kavallerie des linken „Flügels über'n Haufen; und da nunmehr der „feindl. linke Flügel von Kavallerie entblößt war; „so wurde mit der ganzen Armee, nach und nach, „eine Linksschwenkung gemacht, so, daß der linke „Flügel der Königl. Armee an das Dorf Seeburg „angelehnt blieb, der rechte Flügel aber den feind„lichen linken Flügel nach und nach aufrollte.

„Den 4ten Sept. wurde von dem rechten Flü„gel der Armee, unter dem Kommando des Ge„nerallieutenants von Kyau und des Generalma„jors Prinz Heinrich, Bruder des Königs, eine „Fouragirung gemacht.

„Den 5ten Sept. wurde in der Gegend des „Dorfes Rohrbeck manövrirt. Eine Beschrei„bung dieses Manövers muß aber, ohne Plan, „nothwendig ganz unverständlich bleiben.

„Den

„Den 6ten Sept. fouragirte der linke Flügel „der Armee in der Gegend von Gr. Glinike, „unter dem Kommando des Generallieutenants „von Rochow und Generalmajors von Katte.

„Den 7ten Sept. eine Attake auf das Dorf „Dalgow, überhaupt auf den Feind, der am „Rande der Döberitzschen Heyde postirt angenom= „men wurde. Bey diesen Attaken ließ der Kö= „nig — wahrscheinlich um die Sache zu versu= „chen — die Bataillone, welche die Attake ma= „chen sollten, en Echiquier vorrücken.

„Den 8ten Sept. war Ruhetag.

„Den 9ten Sept. führte der Generalmajor „von Winterfeld — eben derjenige, dessen Sta= „tue auf dem Wilhelmsplatz zu Berlin steht, und „dessen Namen der König noch weit mehr in „seinen Werken verewigt hat — einen Trans= „port auf dem Wege von Seeburg nach Span= „dow, und formirte, da er befürchtete, vom „Feinde überfallen zu werden, eine Wagenburg. „Der damals kürzlich aus östreichischen Dien= „sten gekommene Oberstlieutenant Nagysander „stand nämlich mit 400 Pferden in dem Busche „bey Staaken im Hinterhalte, und attakirte in „der Folge die Husaren, welche zur Bedeckung „der Wagenburg gehörten. Der General Win=

„terfeld manövrirte aber mit so überlegener „Klugheit, daß er den Oberstlieutenant Nagy„sander selbst gefangen bekam.

„Den 10ten Sept. Der Feind stand hinter „dem Kanal bey Dürotz und Dalgow, und man „hatte Nachricht, daß er die Passagen, welche „über diesen Kanal führen, nicht hinlänglich be„setzt habe. Der König marschirte also in der „Nacht ab; die Bagage blieb zurück, und die „Wachtfeuer wurden unterhalten; mit Tagesan„bruch ging er mit mehreren Kolonnen über den „Kanal, attakirte den Feind, und zwang ihn, „sich zurück zu ziehen.

„Den 11ten Sept. Der Obristlieutenant Wer„ner hatte jenseits des Seeburger Waldes mit „40 Pferden die Feldwache, und wurde von dem „Obristlieutenant Nagysander mit 90 Pferden „attakirt.

„Den 12ten Sept. Der Feldmarschall Schwe„rin kommandirte die feindliche Armee, die ohn„gefehr aus dem dritten Theil der im Lager bey „Spandau befindlichen Armee bestand; also ohn„gefehr aus 16 Bataillonen und 20 Eskadronen. „Es wurde angenommen, der Feind habe bereits „Potsdam im Besitze, und sey Meister von dem „Defilee der Krampitz. Die disseitige Armee ist

„noch

„noch größtentheils in Kantonnirungsquartieren „verlegt. Der Feind hoft daher, einen großen „Theil der disseitigen Armee in ihren Quartieren „zu überfallen, und dann noch vielleicht eine Un„ternehmung auf Spandau selbst wagen zu kön„nen. Auf die Nachricht von der Annäherung „der feindl. Armee zieht aber der König aufs „schleunigste seine Armee zusammen, versieht „Spandau mit einer beträchtlichen Garnison, und „geht nun dem Feinde selbst bis auf eine gewisse „Weite entgegen. Zwischen der Gr. Glinik„schen und Gatowschen Heyde wählt er einen „festen Posten, in welchem er den Angriff des „Feindes erwarten will; seine beiden Flanken „deckt er durch gut vertheidigte Verhaue, und „seine Front durch Schanzen. Der feindliche „General greift ihn zwar in dieser Stellung an; „der Angriff wird aber abgeschlagen u. s. w.

„Den 13ten Sept. An diesem Tage brach „die Armee aus dem Lager auf, und jedes Re„giment marschirte nach seinem Standquartier. „Nur die potsdamschen und berlinischen Regi„menter machten noch folgendes Manöver:

„Zwischen dem sogenannten Spandauischen „Kietz und dem Dorfe Pikelsdorf, da, wo die „Havel einen eingehenden Winkel macht, hatte

„der nachherige Ingenieur-Oberster von Balby
„eine Tete de pont angelegt.

„Die genannten Regimenter marschirten so
„auf, daß ihnen die Havel im Rücken blieb, und
„nun giengen dieselben nach allen Regeln, wel-
„che die Taktik für einen solchen Fall im Ange-
„sicht des Feindes vorschreibt, über den Fluß."

LVII.

Der Page, dessen in den Anekdoten und Charakterzügen VI. Heft. S. 64. gedacht wird, daß, nachdem das Pferd unter ihm erschossen war, der König ihm befahl, den Sattel abzuschnallen und mit zu nehmen, war der Herr v. Pirch, der nachher als Oberster bey der französischen Armee bekannt war. Der Vorfall war bey der Belagerung vor Schweidnitz im Jahre 1762, welche der General v. Tauenzien kommandirte. Der König rekognoscirte die Festung sehr nahe, und es flogen viele Kugeln um ihn her. Der König blieb aber ruhig an eben der Stelle, auch nachdem dem Pagen das Pferd erschossen war, und sagte daher zu demselben, weil er doch nichts zu thun hätte, könne er den Sattel abschnallen und mitnehmen.

Dieser Herr von Pirch war ein junger Mann von Talent und von offenem jovialischen Charak-

ter. Aber er machte manche kleine Jugendstreiche †), so daß ihn der König nicht so wie er wollte in Ordnung bringen konnte. Er ließ ihn daher sehr lange Fahnjunker bleiben, und wendete alles an, daß er von gesetztem Charakter werden, und sich ordentlicher aufführen sollte. Als Er ihn endlich zum Officier machte, setzte Er ihn zum Regimente des Generals von Saldern, und befahl demselben, auf den Herrn von Pirch die strengste Aufsicht zu haben, und ihm nicht den geringsten Fehler durchgehen zu lassen. Pirch ward dieser eingeschränkten und ganz regelmäßigen Lebensart bald überdrüßig, und machte sich krank, um seinen Abschied zu erhalten. Er hatte es so eingerichtet, daß er beym Exerciren an einem heißen Tage in Gegenwart des Generals einen rothen Saft aus dem Munde laufen ließ, den er vorher unvermerkt hineingebracht hatte. Er stellte sich nachher sehr hinfällig, und selbst die Aerzte glaubten etwas davon. Bey der Revüe ward Pirch krank angegeben, und der General sprach seinetwegen mit dem Könige. Der König wollte aber gar nicht glauben, daß er wirk-

†) In den Anekdoten und Charakterzügen XV. Samml. S. 62. sind ein Paar von seinen kleinen Possen zu finden. Es wären viele dergleichen zu erzählen.

lich krank wäre, und sagte zum Generale: „Pirch „ist ein leichtfertiger Vogel; lasse Er sich doch von „dem nichts weiß machen; es ist nur Verstellung.“ Indessen schien Pirch mehrere Monate krank, und der General meldete endlich dem Könige dessen Verlangen um Abschied, wegen Unfähigkeit ferner zu dienen. Der König wollte aber immer noch nicht glauben, daß die Krankheit so ernstlich wäre, und schrieb dem Generale: „Er kenne den Pirch „allzu gut, und wisse, daß er so krank nicht seyn „würde.“ Indessen auf wiederholte Versicherung des Generals, ertheilte der König den Abschied. Pirch war sogleich völlig gesund, gieng nach Paris, avancirte vom preußischen Lieutenant zum französischen Oberstlieutenant, und machte das große Projekt, die preußische Taktik bey den französischen Truppen einzuführen, worüber auch wirklich ein schönes neues Reglement nebst Instruktion gedruckt, und bey einigen deutschen Regimentern der Anfang gemacht ward; mit wie wenigem Erfolge für die ganze Armee, ist bekannt. Als der König den General Saldern bey der nächsten Revüe sah, sagte Er lächelnd zu ihm: „Sieht Er nun wohl, daß Ich „den Pirch besser gekannt habe als Er?“

Pirch hatte in französischen Diensten viele Verdrießlichkeiten wegen der Verbesserungen, die er

daselbst einführte, wodurch er manches Gute stiftete, aber unbeschreibliche Hindernisse fand. Er ward persönlich geliebt von allen, die ihn kannten, besonders war das ihm untergebene Regiment ihm enhutsiastisch ergeben. Er starb im Jahre 1783. als Oberster und Kommandeur des Regiments Hessen-Darmstadt im französischen Lager bey Santa Maria in Spanien. Da er ein Protestant war, so durfte sein Leichnam die geweihte Erde nicht berühren, sondern er ward mitten im Lager hinter seinem Zelte begraben. Aber das Regiment, das er kommandirte, ließ auf seinem Grabe ein Denkmal errichten, mit folgender französischen Inschrift:

„SOUS CETTE TOMBE GIT JEAN ERNEST, „BARON DE PIRCH, COLONEL COMMANDANT „DU REGIMENT ROYAL DE HESSE-DARMSTADT, CHEVALIER DE L'ORDRE DU MERITE „ET DE SAINT SEBASTIEN, CHANOINE DE „MAGDEBOURG, MORT LE VINGT FEVRIER „1783, DANS LA TRENTE NEUVIEME ANNÉE „DE SON AGE. NÉ EN PRUSSE, IL APPRIT „L'ART DE LA GUERRE SOUS FRÉDERIC. „PASSÉ EN FRANCE, IL FUT PAR SES TALENS ET PAR SES VERTUS L'EXEMPLE DE „L'ARMÉE."

„CE SIMPLE MONUMENT FUT ÉLEVÉ A „LA POSTERITÉ, EN MARQUE DE RECONNOISSANCE ET DE REGRETS, PAR SON „REGIMENT."

LVIII.

Der König schickte nach der Schlacht bey Leuthen den Oberstlieutenant von Marwiz †) nach London, um die Nachricht von dieser Schlacht dahin zu bringen. König George II. freuete sich sehr über die Nachricht von der gewonnenen Schlacht, und fragte den Herrn von Marwiz nach verschiedenen Umständen davon, auch überhaupt, von dem eben geendigten so äusserst merkwürdigen Feldzuge. Unter andern fragte Er: „Wie es denn zugegangen sey, daß sich der „Feldmarschall Lehwald von den Russen habe „schlagen lassen?" M. der nicht recht wußte, was darauf zu antworten, versetzte: „Ew. Maj. „es ist ein so alter Mann!" Der König rief darauf mit einigem Befremden aus: „Alt! Wie alt ist er „denn?" In dem Augenblicke besann sich Hr. v. M. daß K. George II. damahls selbst schon 74 Jahre alt war, und sagte geschwind, ohne die Farbe zu verändern: „drey und neunzig Jahre!" — „Ja! antwortete der König, dann ist er wirklich alt." — *

LIX.

†) Er starb im J. 1780. als Generalmajor, und war im Feldzuge 1778. Intendant der Armee.

LIX.

Bekanntlich hatten alle Reitpferde des Königs Namen, die er ihnen selbst gab; wie dieß auch im IVten Heft S. 47 ist angezeigt worden. Zu Ende des siebenjährigen Kriegs und gleich nach demselben hatte Er ein schönes engländisches Pferd, welches den Namen Bute (vom engl. Minister Lord Bute) von ihm erhalten hatte. Eines Tages befahl Er seinem Leibpagen, (dem jetzigen Hrn. Major v. K.) daß der Bute mit den Mauleseln die Orangebäume ziehen sollte. Der Leibpage brachte diesen Befehl des Königes in den Reitstall, wo sich alle Stallmeister höchlich wunderten und die Sache als ein Mißverständniß erklärten. Es mußte nochmals beym Könige angefragt werden, und das Pferd Bute mußte wirklich mit den Eseln arbeiten. — *

LX.

Während des siebenjährigen Krieges pflegte der König eine Zeitlang des Abends nichts als gesottene Bräzeln mit französischem Käse, Poste de Meaux †) genannt, zu essen und Tiroler Wein dazu zu trinken.

†) Fromage de la Poste de Meaux. Ein feiner französischer weicher Käse, oder vermuthlich Milchrahm,

Als der König im Jahre 1760 aus dem Winterquartiere von Leipzig in die Kantonnirungsquartiere nach Meissen zog, so wurde bey dieser Gelegenheit der gedachte französische Käse mitzunehmen vergessen. Da der König nun seiner Gewohnheit nach davon zu essen verlangte, und man demselben berichtete, daß er zwar vergessen, indessen bereits eine Estaffette zurückgeschickt wäre, welche ihn holen sollte, so war der König sehr ungehalten über die Vergessenheit seiner Leute. Als die Kammerbedienten am folgenden Morgen in seinem Zimmer beym Anzuge gegenwärtig

waren,

rahm, der angefangen hat, Käse zu werden. Er kommt aus Meaux in weißen glasurten irdenen Kruken zu uns, und wird von Kennern sehr geschätzt. Er muß bald gegessen werden, sonst wird er zäher und verliert an dem feinen Geschmacke, der ihn so vorzüglich macht; ob er gleich auch alsdann noch gut ist. Eine ähnliche Art von französischen Käsen, welche zuweilen bis in unsere Gegenden verschrieben, oder als Geschenke versendet werden, ist der Fromage de Vacherin aus den Gebirgen des Païs de Gex, welcher in pappenen runden Kasten verwahrt wird, und so bis zu uns kommt. Es gehört zu den mannichfaltigen Sonderbarkeiten des siebenjährigen Krieges, daß der König sein obgleich wohlschmeckendes doch frugales Abendessen aus einem feindlichen Lande kommen ließ.

waren, fragte er einen: „Wie viel Esel habe ich bey mir?“ Der Kammerbediente, der wohl merkte, wen der König mit dieser Frage gemeint wissen wollte, antwortete: „Mit mir haben Ew. Majestät fünf Esel bey sich.“ Der König, welcher dieß vermuthlich nur hören wollte, sagte: „Es hätte also wohl einer davon so klug seyn „und meinen Käse mitnehmen können.“ — Nun war wieder alles gut. — *

LXI.

Ich kann das zehnte Buch der Briefe des Plinius nicht lesen, ohne bey Trajan an den verewigten Friedrich zu denken. Das Vertrauen Trajans zum Plinius, der helle Blick, der kurze und deutliche und billige Bescheid, die Theilnehmung an seinem treuen seines Vertrauens würdigen Diener; alles hat viel Aehnliches. Es wären vielleicht aus Kabinetsordern, die Friedrich an vertraute Minister und Generale ergehen ließ, ähnliche Beyspiele zu finden. Ich begnüge mich hier nur zwey kleine vertraute freundschaftliche Briefe und Antworten Plinius und Trajans mit ähnlichen Briefen aus des Königs freundschaftlicher Korrespondenz mit Fouquet, neben einander zu setzen, und zu versuchen, ob die

Ver-

Vergleichung der antiken und modernen so homogenen Gesinnungen und Charaktere meinen Lesern so viel Vergnügen machen möchte, als mir. Hiebey ist noch zu bemerken, daß bey der antiken Korrespondenz Plinius den freundschaftlichen Schritt allemal zuerst thut, bey der modernen jederzeit Friedrich zuerst.

C. Plinius Trajano Imp. S.

Quia confido, Domine, ad curam tuam pertinere, nuntio tibi, me Ephesum cum omnibus meis ὑπὲρ Μαλέαν nauigasse. Quamuis contrariis ventis retentus, nunc, destino partim orariis nauibus, partim vehiculis, prouinciam petere. Nam sicut itineri graues aestus, ita continuae nauigationi etesiae reluctantur.

Trajanus Plinio S.

Recte renuntiasti mihi, Secunde carissime. Pertinent enim ad animum meum, quali itinere in prouinciam peruenias. Prudenter autem constituis interim nauibus, interim vehiculis uti, prout loca suaserint.

Lettre du Roi. Le 10. Févr. 1765

Je vous envoye, mon cher ami, un fragment de pâté de Périgord véritable, avec des truffes qui vien-

viennent de ce pays-là. Je souhaite qu'il vous ragoute, & que cette occasion me procure des nouvelles de votre santé. Car quoique voisin, je n'apprends pas le mot de ce qui vous regarde, bien que personne ne s'y intéresse plus que votre ancien & fidèle ami.

Frédéric.

Lettre du Général Fouqué.

Sire!

Je suis très-sensible à la bonté de votre gracieux souvenir, & me réjouis fort de vous savoir dans votre repos. Il paroît très-convenable, Sire, d'en prendre de tems en tems à votre âge, pour faire vie qui dure. La différence de l'original du pâté de Périgord à la copie de Brandebourg me paroît très-remarquable. Je dois la même justice à celui de Sans-Souci, & trouve selon mon goût, que l'assaisonnement de Sir Noël l'emporte sur l'original même.

Ma santé est fort journalière; je ne sors de mon enclos que pour me rendre au temple, y porter mes voeux pour la prospérité de V. M. D'ailleurs je vis

dans

dans la retraite, & ne vois chez moi que quelques officiers de la garnison, mes collégues, & ma fille.

Je suis &c.

à Brandebourg *L. M. Fouqué.*
ce 11. Février 1765.

C. Plinius Trajano Imp. S.

Diem Domine, quo seruasti imperium, diem suscipis, quanta mereris laetitia, celebrauimus, precati deos, ut te generi humano, cujus tutela & securitas saluti tuae innisa est, incolumem florentemque praestarent. Praeiimus & commilitonibus jus jurandum more solemni praestantibus & prouincialibus, qui eadem certarunt pietate, jurantibus.

Trajanus Plinio S.

Quanta religione ac laetitia commilitones cum prouincialibus, te praeeunte, diem imperii mei celebrauerint, libenter, mi Secunde carissime, cognoui ex literis tuis.

Lettre du Roi. Ce 23. Dec. 1767.

Mon cher ami, je croirois avoir mal passé la Noël, si je ne vous envoyois pas une petite marque de mon souvenir. Voici de ma porcelaine, pour

que

que vous jugiez des progrès de ma fabrique, & voici des truffes que j'ai reçues de Turin. Je souhaite que l'un & l'autre vous soit agréable; que vous vous portiez bien, & que vous n'oubliez pas votre ancien & fidèle ami. *Frédéric.*

Lettre du Général Fouqué.

Sire!

N'être plus bon à rien, & jouir des graces & des bienfaits du Roi son maître, est une satisfaction qui ne se fait pleinement ressentir qu'à mon âge.

Vous jugerez, Sire, de la joye que produit en mon coeur votre gracieux souvenir & les belles étrennes qu'il vous a plu d'y ajouter.

La production de votre fabrique de porcelaine est un ouvrage achevé, dont la beauté & le goût surpassent tout ce qu'on peut voir en ce genre. Quant aux Truffes de Turin, qui à mon goût ne valent rien, peut-être que celles de votre pays auroient le même sort en faisant un voyage semblable.

Je vous souhaite, Sire, une bonne & heureuse année. Portez-vous bien, soyez content & prospérez toujours. *Je suis &c.*

à Brandebourg *L. M. Fouqué.*
ce 30. Decembre 1767.

LXII.

LXII.

Man hat bemerkt, daß der unsterbliche Luther, wenn er lateinisch schrieb, viel zierlicher und auch weniger heftig schrieb, als in deutscher Sprache. Ob sich gleich in beiden Sprachen sein Geist gleich deutlich zeigt, so war doch der Ausdruck ganz anders. Eine ähnliche Bemerkung kann man über Friedrich den Großen machen, wenn er französisch und wenn er deutsch schrieb; oder vielmehr der Unterschied ist noch merklicher. Der König hatte die deutsche Sprache gar nicht studirt, sie war ihm ein beschwerliches Werkzeug, dessen er sich nicht recht zu bedienen wußte. Er merkte wohl immer, daß er sich nicht ganz richtig ausdrückte, aber er wußte nicht, wie es besser zu machen wäre, daher kam er auf das was Er schon gesagt hatte zurück, und sagte es noch einmahl, wodurch Er weitschweifig wurde, wenn Er recht nachdrücklich seyn wollte. Seinen hellen Geist bemerkte man aber doch allenthalben. Nachstehende umständliche Kabinetsordre, die Er, wie man leicht sehen wird, ganz selbst diktirt hat, weil Ihm die Sache sehr am Herzen lag, ist ein merkwürdiges Beyspiel Seiner hellen Einsicht und

Seiner

Seiner sonderbar originalen deutschen Schreibart. Ich lasse es mit diplomatisch. Genauigkeit abdrucken.

„Mein lieber Etats Minister Frh. v. Zedlitz.
„Da Ich gewahr geworden, daß bey den Schuhl-„Anstalten noch viele Fehler sind, und daß be-„sonders in den kleinen Schuhlen, die Rhetoric „und Logic, nur sehr schlecht oder nicht gelehrt „wird, dieses aber eine vorzügliche und höchst-„nothwendige Sache ist, die ein jeder Mensch, „in jedem Stande, wissen muß, und das erste „Fundament, bey Erziehung der jungen Leute „seyn soll, denn wer zum besten raisoniret, wird „immer weiter kommen, als einer der falsche „consequences ziehet; So habe Euch hiedurch, „Meine eigentliche WillensMeinung dahin be-„kannt machen wollen: Wegen der Rhetoric, „ist der Quintilien, der muß verdeutschet, und „darnach in allen Schuhlen informiret werden, „sie müssen die jungen Leute traductions, und „discourse selbst machen lassen, daß sie die Sa-„che recht begreiffen, nach der Methode des „Quintilien, man kann auch ein Abregé daraus „machen, daß die jungen Leute, in den Schuh-„len, alles desto leichter lernen, denn wenn sie „nachher auf Universitæten sind, so lernen sie „davon nichts, wenn sie es nicht aus den Schuh-

„len schon mit dahin bringen: Zum Unterricht „in der logic, ist die beste im teutschen, von „Wolff: solche ist wohl ein bisgen weitläuftig, „aber man kan sie abregiren lassen: die ersten „Schuhlen sind immer Schuld dran, wenn die „jungen Leute nichts lernen: die Lehrer lassen „die jungen Leute nicht selbst arbeiten, sondern „sie herum lauffen, und halten sie nicht genung „zum lernen an: Lateinsch, müßen die jungen „Leute auch absolut lernen, davon gehe Ich „nicht ab, es muß nur darauf raffiniret werden, „auf die leichteste und beste Methode, wie es „den jungen Leuten zum leichtesten beyzubringen; „Wenn sie auch Kaufleute werden, oder sich zu „was andern widmen, wie es auf das Genie „immer ankommt, so ist ihnen das doch allezeit „nützlich, und kommt schon eine Zeit, wo sie es „anwenden können: In Joachimsthal, und in „die andern großen Schuhlen, muß die logic, „durchgehends gründlich gelehret werden, auch „in den Schuhlen der kleinen Städte, damit „ein jeder lernt einen vernünftigen Schluß ma- „chen, in seinen eigenen Sachen, daß muß seyn: „die Lehrer, müssen sich auch mehr Mühe geben „mit dem Unterricht der jungen Leute, und dar- „auf mehr Fleiß wenden, und mit wahrem At-

„tachement der Sache sich widmen, dafür wer„den sie bezahlet, und wenn sie das nicht ge„bührend thun, und nicht ordentlich in den Sa„chen sind, und die jungen Leute negligiren, „muß man ihnen auf die Finger klopfen, daß „sie besser attent werden: die Rhetoric nach den „Quintilien, und die logic, nach dem Wolff, „aber ein bisgen abgekürzt, und das lateinsche „nach den Autoribus classicis, muß mit den jun„gen Leuten durchgegangen werden, und so müs„sen sie unterrichtet werden, und die Lehrer und „Professores, müssen das lateinische durchaus „wissen, so wie auch das Griechische, das sind „die wesentlichste Stücken mit, daß sie das den „jungen Leuten recht gründlich beybringen kön„nen, und die leichteste methode dazu ausfün„dig zu machen wissen: Ihr müsset daher, mit „der Schuhl-Verbesserung, in den großen Städ„ten, als Königsberg, Stettin, Berlin, Breslau, „Magdeburg etc. zuerst anfangen: Auch ist die „Elisabeth - Schuhle zu Breslau, wo gute Leute „gezogen werden, die hernach zu Schulmei„sters genommen werden können: bey den „kleinen Schuhlen muß erst angefangen werden, „denn da wird der Grund gelegt, die jungen „Leute mögen hiernächst auf einen Juristen, Pro-

„fessor, Secretair, oder was es ist, studiren, so
„müssen sie das alles, auch lateinisch, wissen:
„Eine gute teutsche Grammatic, die die beste ist,
„muß auch bey den Schuhlen gebraucht werden,
„Es sey nun die Gotschedsche, oder eine ande=
„re, die zum Besten ist:“

„Von großen Nutzen würde es seyn, wenn
„die jungen Leute, so in einem Schuhlhause be=
„ständig beysammen wären, wofür die Eltern
„was gewisses bezahlten, so würden sie weit
„mehr lernen, als wenn sie zu Hause sind, wo
„sie die Eltern nur herum lauffen laßen: Wie
„im Joachimsthal, da können sie gut studiren,
„da sind sie immer bei einander: die rhetoric
„und logic ist für alle Stände, alle Menschen
„haben sie gleich nöthig, nur muß die methode
„des Unterrichts ein bisgen reformiret werden,
„damit die jungen Leute besser lernen: Und wenn
„ein Lehrer oder Professor, darin sich hervor=
„thut, so muß man denn sehen, wie man der=
„gleichen Lehrer, auf eine Arth avantagiret, daß
„sie aufgemuntert, und die andern gereitzet
„werden, sich auch zu befleißigen, daß sie nicht
„so grob sind: die Autores classici, müssen auch
„alle ins teutsche übersetzet werden, damit die
„jungen Leute eine idée davon kriegen, was es
„eigent=

„eigentlich ist: sonsten lernen sie die Worte wohl, „aber die Sache nicht: die guten Autores müs„sen vor allen übersetzet werden ins teutsche, als „im Griechischen und lateinschen, der Xenophon „Demosthen, Salust, Tacitus, Livius, und von „Cicero alle seine Werke und Schriften, die „sind alle sehr gut, desgleichen der Horatius „und Virgil, wenn es auch nur in prosa ist: Im „Französischen sind auch excellente Sachen, die „müssen ebenfalls übersetzet werden; Und wenn „denn die jungen Leute was gearbeitet haben, „so muß das gegen die teutsche Uebersetzung ge„halten, und ihnen gewiesen werden, wo sie un„rechte Wörter angebracht, und gefehlet haben: „Gegenwärtig geschiehet der Unterricht nur „schlecht, und es wird nicht genung Atten„tion auf die Erziehung in den Schuhlen ge„want, drum lernen die Kinder auch nicht viel, „die erste fundamente sind nicht nutze: Wer zum „besten raisoniren kann, wird immer zum weite„sten kommen, beßer als der, der nur falsche „Schlüße ziehet: Vor junge Leute, die beym Com„merce gehen wollen, sind so ein hauffen gute „Bücher, woraus sie das commerce einer jeden „nation in der ganzen Welt kennen lernen können: „für Leute, die Officiers werden, ist die historie

„nöthig, auch für andere Leute, und zwar muß
„solche gleich zum Anfang gelehret werden: denn
„es sind abregés genung davon da, anfänglich muß
„man sie nur kurtz unterrichten, und bey den alten
„Zeiten nicht zu lange sich aufhalten, doch so, daß
„sie eine Kentniß von der alten Geschichte kriegen:
„Aber in den neuern Zeiten, da muß man schon
„etwas genauer damit gehen, damit die jungen
„Leute solche gründlich kennen lernen, und das
„gehet auch spiehlend an: In Ansehung der Geo-
„metrie, da sind schon andere Mittel, um ihnen
„solche zu lernen: Und was die Philosophie betrift,
„die muß von keinen Geistlichen gelehret werden,
„sondern von Weltlichen: sonsten ist es eben so,
„als wenn ein Jurist einem Officier die Kriegs-
„kunst, lehren soll: Er muß aber alle Systems mit
„den jungen leuten durchgehen, und durchaus
„keine neue machen: Von der metaphysic, müßen
„sie auch was durchgehen: Aber vom Griechschen
„und lateinschen gehe Ich durchaus nicht ab, bey
„dem Unterricht in den Schuhlen: Und die logic,
„ist das allervernünftigste, denn ein jeder Bauer
„muß seine Sachen überlegen, und wenn ein jeder
„richtig dächte, das wäre sehr gut: die rhetoric,
„muß den jungen Leuten, wie schon gesagt, eben-
„falls gründlich beygebracht werden: Man muß
„auch

„auch darauf Acht geben, daß die Kinder, fleißig „in die Schuhlen kommen, und wenn das nicht „geschiehet, muß das den Vätern und Eltern ge„meldet werden, daß sie sie dafür strafen, denn „warum schicken sie sonst die Kinder in die Schuhle, „als daß sie was lernen sollen, sonst können sie sie „ja nur zu hause behalten:

„Daß die Schuhlmeister aufm lande, die reli„gion, und die moral, den jungen Leuten lernen, „ist recht gut, und müßen sie davon nicht abgehen, „damit die Leute bey ihrer religion hübsch bleiben, „und nicht zur Catholischen übergehen, denn die „Evangelische religion ist die beste, und weit bes„ser wie die Catholische, darum müßen die „Schuhlmeister sich Mühe geben, daß die leute „attachement zur religion behalten, und sie so „weit bringen, daß sie nicht stehlen und nicht „morden: Diebereyen werden indessen nicht auf„hören, das liegt in der Menschlichen Natur: „denn natürlicher Weise ist alles Volck diebisch, „auch andere leute, und solche, die bey den Cas„sen sind, und sonst Gelegenheit dazu haben: Im „Lauenburgschen und Bütowschen, ist es noch „mehr, wie an andern Orthen nöthig, die educa„tion der Kinder, in einer beßern Ordnung zu „bringen, denn da fehlt es noch sehr daran:

„Im Altenburgschen ist eine sehr gute Erzie„hung, die Leute sind da alle so ordentlich, und „vernünftig: Wenn man von daher, könnte „Schuhlmeister kriegen, die nicht so theuer „wären, so würde das sehr gut seyn: Ihr werdet „sehen, wie das zu machen stehet: sonsten ist es „auf dem platten Lande genung, wenn sie ein bis„gen lesen und schreiben lernen, wißen sie aber zu „viel, so laufen sie in die Städte, und wollen Se„cretairs und so was werden: deshalb muß man „aufm platten Lande, den Unterricht, der jungen „Leute so einrichten, daß sie das nothwendige, „was zu ihrem Wißen nöthig ist, lernen, aber „auch in der Arth, daß die Leute nicht aus den „Dörfern weglauffen, sondern hübsch da bleiben: „Nach dieser Meiner Willens Meinung und Vor„schrift, werdet Ihr daher, bemühet seyn, alles „in den Schuhlen beßer einzurichten, und zu re„guliren, damit meine Landes Väterliche Intention, „bestens erreichet wird. Ich bin übrigens Euer „Wohl affectionirter König."

„Potsdam den
„5ten September 1779." „Friedrich."

LXIII.

Die Mittheilung noch einiger Kabinetsordern dieses großen Regenten, wird den Lesern ver-

muth-

muthlich Vergnügen machen. Jede, auch die unbeträchtlichste, wird von irgend einer Seite charakteristisch seyn.

1.

Folgendes ist die erste Kabinetsorder, welche der König kurz nach Antritte seiner Regierung über die Ehescheidungen gab. Eine gewisse **Werniken** hatte den König mit Beyfügung mehrerer Gründe gebeten, die Ehe mit ihrem Ehemanne aufzuheben.

„Sr. Königl. Maj. in Preußen remittiren „an Dero würklichen Geh. Etatsminister v. Brand „und Präsidenten v. Reichenbach das allerunterthänigste Memorial zweyer unglücklichen Eheleute, „so sich durchaus nicht leiden noch vertragen können, so geschieden werden wollen, wie nun bey „dergleichen Fällen, wo die Animosität und Uneinigkeit auf den höchsten Grad gestiegen, nicht „rathsam solche Menschen zusammen zu lassen, „woraus noch weit mehr Inconvenienzien entstehen „müssen; So wollen Höchst Dieselben, daß wann „von der angeordneten Scheidung von Tisch und „Bette auf ein Jahr keine Frucht noch Versöhnung „zu erwarten ist; daß diese beyde incorrigible Personen nur völlig von einander geschieden, und jedem Theil sich wieder zu verheyrathen verstattet „werden soll. Potsdam d. 20ten Nov. 1740.“

„Friedrich.“

2

Folgende Kabinetsorder zeigt des Königs Sorgfalt für eine beträchtliche Schulanstalt, der er sich aus eigener Bewegung erinnerte.

„Mein lieber Etatsministre Frh. von Zedlitz! „Das Waysenhaus zu Halle, nebst dem damit „verbundenen Pädagogio, ist eine der wichtigsten „Schulanstalten in meinen Landen, auf deren „Verbesserung ich, nach meinen landesväterli„chen Gesinnungen, unermüdet bedacht bin. Nun „trage ich zwar, zu diesen beyden Anstalten nichts „bey, und ich erinnere mich auch noch ganz wohl, „daß ich dessen Privilegia, bey Antritt meiner „Königlichen Regierung, gleich andern, bestätiget „habe. Dies hindert aber nicht, daß ich nicht, „zu deren besseren Einrichtung, ein und anderes „verordnen könnte, und zu dem Ende möchte ich „wohl, von ihren Verfassungen, Rechten und „Freyheiten, näher benachrichtiget seyn. Wenn „nun solches nicht anders, als durch eine Visitation „dieser Anstalten, erfolgen kann: als will ich, „daß ihr Euch, nach der Zurückkunft meines Groß„kanzlers, aus dem Freyenwalder Bade, zu die„sem Ende, selbst nach Halle verfügen, und diese „Visitation vornehmen; hiernächst aber mir von „dem Befinden, und was etwa in solchen zu

„verbes-

„verbessern seyn möchte, ausführlichen Bericht er„statten sollet. Gegenwärtige Kabinetsordre kann „Euch dabey zur Legitimation dienen; und ich bin „euer wohlaffectionirter König. Potsdam d. 14 „August. 1771." „Friedrich."

3.

Die Repräsentanten der Evangelischen Bürgerschaft zu Bunzlau, baten im Jahre 1772. den König entweder um ein Gnadengeschenk oder um Approbation ihrer Vorschläge zum Schulhausbau-Fond; darauf erging folgende Kabinetsorder:

„Mein lieber Etatsministre Freyherr von Zed„litz! Es ist dieses Jahr, in Ansehung der allge„meinen Landesbedürfnisse ein schlimmes Jahr; „und, aus diesem Grunde kann ich dem in Ori„ginali angeschlossenen Gesuch der Repräsentanten „der Evangelischen Bürgerschaft zu Bunzlau vom „19 Junii, noch zur Zeit, nicht willfahren. Sie „müssen dahero, mit der nachgesuchten Beyhülfe „zu ihrem Schulban, noch in etwas in Geduld „stehen; und müsset ihr ihnen solches, von mei„netwegen, auf diese ihre Vorstellung nur be„kannt machen. Ich bin Euer wohlaffectionir„ter König. Potsdam d. 2 Jul. 1772."

„Friedrich."

4. Ein

4.

Ein Rath einer Fürstl. Regierung bat um den Charakter als Königl. Hofrath, worauf folgende Kabinetsorder erfolgte:

„Mein lieber Großkanzler Freyherr von Fürst. „Ich will wohl dem ꝛc. Regierungsrath ***. den „in der Originalanlage nachgesuchten Hofraths„charakter, jedoch mit dem Beding, daß er nie„mals etwas zu rathen hat, ertheilen; wornach „Ihr ihm das Patent auszufertigen habt. Pots„dam d. 6 März 1778." „Friedrich."

LXIV.

Ebenfalls verschiedene charakteristische eigenhändige Marginalien, werden vermuthlich den Lesern nicht unangenehm seyn. Wo es nöthig, liefere ich zugleich die Berichte der Minister. Ausländer, die dergleichen noch nicht gesehen, können einigermaßen hier bemerken, daß diese Berichte und Anfragen kurz und deutlich seyn mußten, und daß alle unnöthige Kurialien und sogar die sogenannten Courtoisien darin wegblieben. Daß ich des Königs Marginalien mit diplomatischer Genauigkeit abdrucken lassen, wird man vermuthlich billigen.

Das Oberkuratorium der Universitäten berichtete 1742 an den König:

1.

„Ew. K. M. allerhöchstem Befehl zufolge ist man „im Begriff, die Universität zu Frankfurth a. d. O. „zu verbessern, wobey zu Erhaltung guter Ordnung „vorläufig höchst nöthig gefunden worden, eine In„struktion für den ohnlängst bestellten Universitäts„direktor Fleischer zu entwerfen und deren Original „zu Ew. K. M. allergnädigst gefälligen Appro„bation und Unterschrift hiedurch allerunterthänigst „einzusenden. Berlin den 31 Aug. 1742."

Brand. Reichenbach.

Mündliche allergnädigste Resolution. †).

„Sie haben aber zu viel Professores. Sie soll„ten wenige und tüchtige, berühmte Männer neh„men, wodurch die Universitäten am besten in Flor „kommen. Pedanten und faule Bäuche schaden mehr „als sie nützen. Potsdam d. 14 Sept. 1742."

2.

Die vereinigte reformirte und lutherische Gemeine bey der Jerusalems- und Neuen Kirche in Berlin hatte von dem Könige kurz nach Antritte seiner

†) Der sel. Geheime-Kabinetsrath Eichel pflegte oft die Königl. mündl. Resolution bloß an den Rand der Berichte zu schreiben.

Seiner Regierung ein Stück Landes ohnweit dem Potsdammer Thore zum Kirchhofe erhalten. Der König hatte es nachher wieder auf Vorstellung des Forstdepartements zum Thiergarten geschlagen. Darauf bat die Gemeine, daß der König statt dieses Stück Landes des Kanonier Fritzens Garten für sie zum Kirchhofe kaufen, und ihr 600 Thlr. und die Baumaterialien zu einer Mauer um den neuen Kirchhof schenken möchte. Auf den Bericht des geistlichen Departements schrieb der König folgende eigenhändige Resolution an den Rand: „es ist So viel „Sandt vohr der oranienburger Landtwehre da „macht Kirchhöwe aber nicht aus guht Landt."

„Friedrich."

3.

„Das Gymnasium zu Brieg ist ehedem eine „der berühmtesten schlesischen Schulen gewesen, „seit einiger Zeit aber in so großen Verfall gerathen, daß außer den dortigen Bürgern kein Mensch „seine Kinder mehr hinschickt. Jetzt scheint der „Zeitpunct zu seyn, diesem Gymnasio aufzuhelfen, „da der zeitherige Rector und auch der dortige „Professor Burghardt verstorben sind."

„Durch einen geschickten und schon renomirten Rectorem würde wenigstens das Zutrauen „des Publici effectuirt, und so wie ich zu dem

„vacan-

„vacanten Professorplatz nächstens ein brauchbares „Sujet aus Halle zu bekommen hoffe, so halte „ich zu dem Rectore, den Rectorem Scheller zu „Lübben in der Lausnitz für einen sehr capablen „Mann."

„Man will mich aber versichern, daß Ewr. „Majestät eine Abneigung gegen sächsische Schul„männer hätten."

„Ungeachtet ich dieserhalb nirgends eine Ver„ordnung finden kann, und ich jedoch Ewr. Ma„jestät Intention nicht gern verfehlen wollte, so „sehe ich mich genöthiget, allerunterthänigst anzu„fragen, ob ich geschickte sächsische Docenten, „wenn sie nur keine theologische Pedanten sind, „zu hiesigen Schulämtern nehmen darf. Und zeige „hierbey nur besonders an, daß der Rector in „Brieg keine Lektionen in der Theologie giebt, und „der ꝛc. Scheller über verschiedene Fehler der Theo„logen sehr frey und vernünftig geschrieben hat."

„Berlin den 8 Decembr. 1771." „Zedlitz."

„Die Saksen haben beßere Schulmeisters wie „wihr, absonderlich werden Sie in hiesigen pro„vinzen von großen Nutzen Seindt." „Fch."

5.

„Der Commandeur zu Großtintz, Graf Falken„hayn, ist mit denen dahin ehemals eingepfarrten

„evan-

„evangelischen Herrschaften und Gemeinden im „Proceß befangen, über Bezahlung des Pfarr„decems, so von Alters her nach einem mehren„theils in denen Kaufbriefen bestimmten Quanto „dahin abgeführet worden sind; denn bey den „Malthesercommenden gehören die Pfarrechte „dem Orden, die Commandeurs ziehen die Zehenten „unter denen übrigen Einkünften ihrer Commen„derien und bezahlen ihre Vicarien."

„Die Entscheidung des Processes beruhet haupt„sächlich auf Anwendung Ew. Königl. Majestät „Ordres von 1757 und 1758, daß die Evangeli„schen von allen Parochialschuldigkeiten gegen die „catholischen Pfarrer frey seyn sollen; indem „nun hieraus an denen Einkünften denen von Ew. „Königl. Majestät Collation abhangenden Com„menden eine beträchtliche Verringerung entstehen, „auch die von Allerhöchstdenenselben bestätigte Ver„fassung des Maltheserordens gewissermaßen lei„den würde, so müssen wir allergehorsamst anfra„gen: Ob Ew. Königl. Majestät die Commandeurs „auf denen schlesischen Maltheserkommenden, hier„unter nach gleichen Grundsätzen als die gemeine „catholische Pfarrer, behandelt wissen wollen."

„Berlin d. 10 Febr. 1775."

„Fürst." Münchhausen." „Dörnberg"

„Ich

„Ich kan Meine orders die in der bilichkeit ge-
„gründet Seindt nicht revociren.“ „Fch.“

5.

Der Professor W. in Lingen wurde im Jahre 1768 nach Herborn berufen. Man trug daher auf seine Entlassung an, und der König schrieb bey:

„wan er Dort mehr Krigt und das es Kein-
„Exstraordinairer Kop ist, guht.“

„Fch.“

6.

Eine Fr. v.*** suchte im Jahre 1782 im Marienstifte zu Königsberg in Preußen widerholentlich die Materstelle nach. Der König forderte hierüber vom geistlichen Departemente Bericht, in welchem es hieß: daß die nachgesuchte Stelle zur Zeit noch nicht erlediget sey. Darunter schrieb Er eigenhändig:

„So diehnt ihr Solches zur Antworht dan ich
„Kan die leüte nicht Toht Schlagen.“

„Fch.“

LXV.

Im Winter 1758 und im Anfange des Jahres 1759 hatte der König ein sehnliches Verlangen, daß England eine Flotte in die Ostsee senden †), und Rußland zur See angreifen möchte. Der König hatte desfalls schon lange mit dem Hofe zu London negociiret. Derselbe hatte auch einige Hoffnung gemacht, aber er zögerte beständig, und brachte immer neue Schwierigkeiten darzwischen, wodurch die Sache noch mehr ins weite gespielt wurde. Der König schmeichelte sich noch immer, hierin seinen Zweck zu erreichen, und sprach sehr viel und sehr lange darüber mit dem Ritter Mitchel. Derselbe wendete sich hin und her, seinen Instruktionen gemäß, um nichts Gewisses zu versprechen. Endlich, da der König sehr in ihn drang, konnte sich Mitchel nicht enthalten, dem Könige aufrichtig zu gestehen: Er glaube nicht, daß England eine Flotte in die Ostsee schicken würde, weil es dem Interesse von England nicht gemäß sey. Der König suchte ihn zu widerlegen. Mitchel aber blieb bey seiner Meinung und sagte dem Könige: die Erfahrung werde lehren, daß er wahr geredet habe. Der König ward unge-

†) S. Oeuvres posthumes de Fr. II. T. III. p. 350. 351.

gehalten darüber, schmollte mit Mitchel, und ließ ihn einige Zeit nicht zur Tafel bitten. Indessen nach etwa 8 Tagen kam ein Königl. Page, der ihn zur Abendtafel des Königs bat, da er eben einen Freund bey sich hatte. Mitchel sah den Pagen ganz ernsthaft an, und sagte: „Er werde sich vermuthlich irren, denn der König würde gewiß „nicht ihn, sondern sonst jemand haben wollen bitten „lassen." Der Page bejahte es nochmals. „Gut," sagte Mitchel: „Ich werde kommen, aber fragen „Sie lieber noch einmal recht nach, damit Sie „nicht etwa Verdruß haben, denn ich glaube noch „nicht, daß der König mich zur Abendtafel hat wollen bitten lassen." Als der Page weg war, sagte Mitchels Freund: „Warum kommt es Ihnen denn sogar unglaublich vor, daß der König „Sie zur Abendtafel bitten läßt?" „Ach!" sagte Mitchel mit seiner gewöhnlichen Laune: „Point de „Flotte; point de soupe!" †) — *

†) Kommt keine Flotte; so giebts auch keine Suppe!

LXVI.

Der Bau des neuen Schlosses bey Sans-Souci hat ungemein große Summen gekostet, welche der König unmittelbar nach einem so langen verderblichen Kriege, wie der siebenjährige war, ausgab. Einige glaubten, der König habe dieß deswegen gethan, um zu zeigen, daß er nicht erschöpft wäre. Es kann seyn. Aber Er hatte gewiß noch eine höhere Ursache. Denn es kamen diese Summen durch den Bau in Cirkulation, und es wurden sehr viele Leute dadurch ernähret. Es ist zu bemerken, daß alles, was man in diesem Schlosse an kostbaren Auszierungen, Tapeten und Möbeln aller Arten findet, (bloß ausgenommen die Gemälde, und etwas sehr weniges sächsisches und französisches Porzellan, welches nebst einigen antiken Brustbildern und Vasen, der König vorher besaß), alles in Potsdam und Berlin, oder sonst im Lande verfertiget ist. Auch ist merkwürdig, daß die Anordnung und Auszierung aller Zimmer bis auf die geringsten Kleinigkeiten, von dem Könige entweder angegeben, oder doch überlegt und approbirt worden ist. Man sieht also allenthalben seine Ideen. Die Summe des Geldes, welche dieses prächtige Schloß gekostet hat, ist bis jetzt nicht bekannt

kannt. Man kann es auch vielleicht nicht ganz genau wissen, weil der König viele Rechnungen selbst unmittelbar erhielt, die er vielleicht kassirte. Soviel erzählte er einmal bey der Tafel: daß er zu den Vergoldungen in diesem Schlosse 70000 Rthlr. in Speciesdukaten gegeben habe. — d'Argens.

LXVII.

Der König hatte zuweilen ganz sonderbare Ideen. Bey einer Reise sprach er mit einem Regierungspräsidenten umständlich über die Abkürzung und Beschleunigung der Prozesse; und fragte am Ende, wie viel Prozesse damals schwebten. Die Antwort war, 480. Der König fragte ihn: Wie viel Quadratmeilen und wie viel Einwohner die Provinz habe? Auf erhaltene Antwort dividirte er letztere mit 5 zu Familien, rechnete einige Minuten in Gedanken, und brachte heraus, daß 480 Prozesse viel zu viel, und höchstens nur 200 Prozesse gut gethan werden könnten. Es müßten also, sagte er, die Prozesse sehr vermindert werden, worauf der Präsident seine Aufmerksamkeit richten müsse. Aber eigentlich, setzte er hinzu, sollten es die Schulmeister thun; die sollten die Kinder gleich in der Schule gewöhnen, nicht so zänkisch zu seyn. — *

Zweifel und Berichtigungen über schon gedruckte Anekdoten von König Friedrich II.

XIX.

Ich werde täglich lebhafter überzeugt, daß man der Wahrheit von Anekdoten nie sorgfältig genug nachforschen kann. Sonderlich von solchen Anekdoten, welche einen witzigen Einfall enthalten, werden sehr oft, je mehr sie aus Mund in Mund gehen, die wahren Umstände im Erzählen so verstellt, daß Zeit, Ort und Personen allgemein verwechselt, und ganz andere angenommen werden. Dieß hat mich ziemlich mißtrauisch gemacht, und für mich den guten Erfolg gehabt, daß ich durch genauere Erkundigungen nicht wenig unrichtige Umstände von Thatsachen berichtigt habe. Indessen finde ich freylich, daß man fast nicht miß-

trauisch und behutsam genug seyn kann; ich erfuhr es noch kürzlich an einem neuen Beispiele.

Ich erzählte im IVten Heft S. 74 eine Anekdote von dem sel. General v. Cocceji, welche in der Armee ziemlich allgemein geglaubt wird, und mir von mehrern Militarpersonen erzählt worden ist, daher ich kein Bedenken fand, sie nachzuerzählen. Gleichwohl ist von der Anekdote nichts richtig, als daß ein solches bon-mot gesagt worden, aber nicht von dem sel. General v. Cocceji, auch nicht im J. 1761, sondern im Jahre 1759 und bey einer ganz andern Gelegenheit.

Ich habe diese Berichtigung der Gütigkeit des noch lebenden Herrn Obersten von Cocceji zu danken, welcher nicht nur im Militarstande als Offizier, sondern auch im politischen Fache durch Gesandtschaften dem Vaterlande rühmliche Dienste geleistet hat. Dieser edle Mann wollte auf seinen sel. Hrn. Bruder den Vorwurf, daß er ein empfindliches bon-mot wider den König gesagt hätte, nicht sitzen lassen; und ich mache es mir um so vielmehr zur Pflicht meinen Irrthum zu verbessern, da durch die Bekanntmachung der wahren Umstände, eine Erzählung, welche so allgemein für wahr ist angenommen worden, nun auf ihren wahren Werth zurückgebracht wird; und

selbst aus den wahren Umständen erhellet, wie die falsche Erzählung entstanden ist.

Im März des Jahres 1759 sendete der König aus Breßlau den Herrn Obersten v. Cocceji (nicht den sel. General), welcher damals Königl. Adjutant war, insgeheim nach Turin, wie er dieses selbst in der Histoire de la Guerre de sept ans T. IV. S. 68. berichtet. Er ertheilte dem Herrn von Cocceji sehr umständliche Verhaltungsbefehle, empfahl ihm aber dabey die tiefste Verschwiegenheit, mit Bedrohung seiner schwersten Ungnade, wenn der eigentliche Ort, wohin er gesendet ward, und etwas von den ihm anvertrauten Dingen bekannt würde. Dieser trat also die Reise, ohne irgend mit jemand zu sprechen, unverzüglich an. Als ihn die übrigen Adjutanten auf einmal wie verschwunden sahen, wurden sie begierig, seinen Aufenthalt zu errathen. Jeder äußerte darüber seine Vermuthung, bis endlich einer von ihnen, der einen vorschnellen Witz ohne Rücksicht öfters zu äußern pflegte, das Wort nahm, die Meinungen aller andern verwarf, und sagte: „Er wisse „es besser, der Hr. v. Cocceji sey nach Venedig „gegangen, um einen Teller für den König umzule„gen.“

Man

Man sieht hier also abermals, wie durch eine Verwechselung der Personen und Umstände, die so gewöhnlich ist wenn ein bon-mot nacherzählt wird, eine ganz falsche Geschichte entstehen kann. Zum Besten der historischen Wahrheit ist es doch aber sehr nöthig, daß die Umstände nicht verwechselt werden, weil sonst sehr leicht aus einer falschen Nachricht eine andere entsteht. Durch die eben erzählten wahren Umstände erhellet nun auch hinlänglich, daß die obige Geschichte nicht die Ursache seyn kann, warum der seel. Herr General von Cocceji die preussischen Dienste verließ; welches bisher ziemlich allgemein ist geglaubt worden.

XX.

Ich hatte mir gleich von Anfang an vorgenommen, allen Streit wegen dieser Anekdoten möglichst zu vermeiden. Ich bin streng gegen mich selbst gewesen, ich habe die größeste Sorgfalt angewendet, die Wahrheit zu suchen, und habe sie unparteyisch und nach reifer Untersuchung mitgetheilt, so gut ich sie habe finden können. Wenn ich, bey aller Sorgfalt, in einzelnen Fällen Irrthümer nicht ganz vermeiden konnte,

habe ich meine Nachrichten selbst berichtigt, und zu diesem Behuf jeden auf Wahrheitsliebe gegründeten Zweifel und jede Belehrung gern angenommen, und werde es ferner thun. Wenn aber jemand, der nichts untersucht hat, aber doch viel zu wissen vermeint, widerspricht um zu widersprechen; so kann man solche Ausfälle um desto mehr mit Stillschweigen übergehen, je mehr Leidenschaft dabey verrathen wird. Aus dieser und aus mehrern Ursachen finde ich unnöthig, mich wegen der Angriffe, die sich der Herr **Ritter von Zimmermann** in seinen **Fragmenten über Friedrich den Großen** wider diese Anekdoten erlaubt hat, zu vertheidigen. Nur, da er zwey mich betreffende Briefe des Herrn Staatsministers Freyherrn von der Horst einzurücken für gut gefunden hat, so glaube ich zur Erläuterung derselben hier etwas sagen zu müssen. Wenn eine an sich so respektable Autorität hier gegen mich gelten könnte; so würde ich in den Verdacht kommen, mit einer Nachlässigkeit zu Werke gegangen zu seyn, deren ich mich wirklich nie schuldig gemacht habe. Ich würde ferner, auch in andern Fällen, auf Glaubwürdigkeit nicht Anspruch machen können, wenn ich fähig gewesen wäre, nicht einmal Gegenstände

wel-

welche mir nahe vor Augen liegen, gehörig zu untersuchen. Dieses nöthigt mich, hier zu zeigen, daß ich alles geleistet habe, was billiger Weise von mir zu fordern war. Uebrigens ist mir unbewußt, ob der Freyherr v. d. Horst dem Hrn. v. Z. aufgetragen hat, seine mich betreffende Briefe öffentlich bekannt zu machen. Ich weiß sehr wohl, daß ein gelegentliches Urtheil in einem Privatbriefe und ein öffentliches Urtheil sehr unterschieden sind. Auf jeden Fall kann es dieser Herr nur der öffentlichen Bekanntmachung, die sich Hr. v. Z. erlaubte, zuschreiben, daß ich genöthigt werde, hier mich öffentlich zu erklären, und mich wider unverdiente Beschuldigungen zu vertheidigen.

Der erste Brief des Freyherrn v. d. Horst betrift dasjenige, was ich im dritten Hefte dieser Anekdoten S. 325, 326 über die Sage beybringe, daß im Jahre 1730. der Kaiserliche Hof im Tone der Autorität dem Könige Friedrich Wilhelm I. ernsthafte Vorstellungen gemacht habe, wodurch allein, dem Kronprinzen sey das Leben gerettet worden. Dieß ist es was ich schrieb, was ich wohl überlegte ehe ich es schrieb; und ich kann mit Rechte verlangen, daß man mir nichts anders unterschiebe, sonst wird man nicht gegen mich, sondern

dern mit einem Schatten streiten. Hr. v. Z. versichert nun, es habe der Freyherr v. d. Horst folgendermaßen an ihn geschrieben: „Spricht Herr „Nicolai als Zeitgenosse dieser Begebenheiten, ist „er jemals in der Lage gewesen, etwas Zuverläßi„ges von der innern Geschichte des preußischen „Hofes zu erfahren: so will ich glauben, daß sei„nem Zeugnisse der Vorzug vor der allgemeinen „Sage und Meinung der damaligen Zeiten ge„bühre! — Der Graf von Münchow, nachma„liger Minister in Schlesien, und der General von „Bork, waren specielle Freunde meines Vaters; „und was diese Herren sagten, widerlegt hier die „Meinung des Herrn Nicolai.“

Das Innere dieser Geschichte kann eigentlich bis jetzt niemand völlig genau wissen; denn die sämtlichen Akten davon liegen im Königl. Archivkabinette versiegelt. Ob die beiden Herren bloß nach der allgemeinen Sage und Meinung der damaligen Zeiten zu sprechen geglaubt, oder ob sie genaue Nachrichten vom Innern dieser Geschichte gehabt und woher sie sie geschöpft haben, erhellet nicht aus diesem Briefe. Sollte das letztere indessen nicht seyn; so dürfte ich, ohne die geringste Präsumtion, fast glauben, dasjenige

was ich darüber sage, sey glaubwürdiger. Nicht, weil es meine Meinung ist, denn ich werde mir nie herausnehmen, hierüber meine Meinung für entscheidend auszugeben, sondern weil es die Meinung solcher Personen ist, die am meisten im Stande sind, hierüber zu urtheilen.

Ich bin sehr weit von dem Dünkel entfernt, daß ich das Innere der Geschichte des preußischen Hofes wüßte. Hingegen kann ich ohne Dünkel sagen, daß ich dasjenige, wovon ich öffentlich spreche, vorher so genau als möglich untersucht oder lieber unterlassen habe davon zu sprechen. Ich habe mich um die besten Nachrichten bemüht, und habe sie immer unparteiisch mit andern und auch mit der gleichzeitigen Geschichte zu vergleichen gesucht; habe alle Gegenstände unparteiisch und nicht vereinzelt, sondern in ihrem ganzen Umfange und in ihrer natürlichen Verbindung betrachtet, und sonderlich wenn ich öffentlich über historische Gegenstände schreibe, erst deutliche und richtige Begriffe zu haben gesucht, ehe ich schreibe, und dabey so genau und sorgfältig zu seyn gesucht als möglich, auch nicht etwa mich bloß auf mein Gedächtniß verlassen, und darinn die Gegenstände verwirret und verwechselt, wie es wohl manche andere thun.

Ich darf sagen, daß ich mich überhaupt nicht seit gestern mit der Geschichte meines Vaterlandes, besonders mit dem Studium der Geschichte des großen Königs beschäftige, sondern vielmehr so viel Fleiß darauf gewendet habe, als vielleicht Wenige anwenden. Daher habe ich auch schon längst die so dunkle Geschichte der vorgehabten Entweichung des Kronprinzen und seines Aufenthalts in Küstrin, durch alle Hülfsmittel, gedruckte und ungedruckte, die davon zu haben sind, so zuverläßig zu erfahren gesucht als möglich. Als ich veranlaßt war, im IIIten Hefte hierüber etwas öffentlich zu sagen, wiederholte ich diese Erkundigungen an verschiedenen Orten, und hatte Gelegenheit die Meinungen solcher Männer darüber zu erfahren, die in den Geschäften grau geworden, sogar solcher, welche schon zu den Zeiten Friedrich Wilhelms I. im Departemente der auswärtigen Geschichte arbeiteten. Da dieselben ganz einstimmig der Meinung waren, daß König Friedrich Wilhelm I. in dieser Sache ganz seinen eigenen Gang gegangen und mehr auf den Rath seiner Generale, besonders des Fürsten von Dessau geachtet habe, als auf irgend einige Intercessionen; da sie einstimmig die Sage, daß dem Kronprinzen bloß durch die Drohungen und durch die

Auto-

Autorität des kaiserl. Hofes das Leben gerettet worden sey, für ein Märchen erklärten; so trug ich kein Bedenken es so zu nennen. Habe ich darin geirret, so irrte ich wirklich unter sehr guter Autorität, und in sehr guter Gesellschaft. Hätte ich vermuthen können, daß der Freyherr von der Horst eine von allen andern ganz unterschiedene Nachricht hievon, vom Grafen von Münchow und vom General von Bork erhalten hätte; würde ich es gewagt haben an denselben zu schreiben, und Ihn um Mittheilung derselben zu ersuchen. Ich wage es zu glauben, meine Begierde, die Wahrheit von allen Seiten her zu erforschen, würde mir bey Ihm zur Entschuldigung meiner Freyheit gedient haben. Hätte ich diese Nachricht von Ihm erhalten, so würde ich gewiß unparteyisch angezeigt haben, daß auch eine entgegengesetzte Meinung existire, die sich auf die Aussage zweyer Männer von Ansehen gründe. Ich könnte freylich alsdenn auch vielleicht die Zweifel aus der gleichzeitigen Geschichte, die diese Meinung sehr unwahrscheinlich machen, auseinandergesetzt haben. Verschiedenheit der Meinungen in einer noch so wenig aus den Quellen untersuchten Geschichte, kann bey unparteyischer Wahrheitsliebe wohl Statt haben, und gewöhnlich

lich pflegt man sich durch die Entwickelung verschiedener Meinungen der Wahrheit immer mehr zu nähern.

Die bloße allgemeine Sage würde in einer Sache dieser Art eigentlich noch wenig beweisen. Indessen selbst, daß die Sage, der kaiserl. Hof habe sich durch Autorität in diese Sache gemischt, besonders mit Autorität den Grund angeführt: „Der Kronprinz könne, als ein Reichsfürst nur „auf dem Reichstage zu Regenspurg gerichtet „werden," und dadurch sey allein dem Kronprinzen das Leben gerettet worden, — wirklich jemals und am wenigsten zu der Zeit, da die Sache vorging, allgemein gewesen sey, scheint mir, ich gestehe es, noch bis jetzt zweifelhaft; und zwar aus folgenden Gründen:

1) Die ältesten und respektabelsten Geschäftsleute, deren Meinung ich darüber theils selbst unmittelbar, theils durch die dritte Hand zu erfahren Gelegenheit gehabt habe, versichern, daß sie nie von einer solchen Sage gehört haben, bis sie durch Voltairen zuerst ausgebreitet worden.

2) In den französischen und engländischen politischen Journalen vom J. 1730 (denn in den deutschen herrscht ein tiefes Stillschweigen über diese

diese Sache) wird nicht ein Wort von einer solchen interponirten Autorität gedacht, welches doch gewiß geschehen seyn würde, wenn damals eine solche allgemeine Sage wirklich vorhanden gewesen wäre. Eine Sage pflegen sich die Verfasser politischer Journale nicht leicht entgehen zu lassen, am allerwenigsten eine allgemeine Sage von einer Sache die so viel Aufsehen machte. Aber nicht einmal ein *on dit* wird man hierüber in den damaligen politischen Journalen finden. Im Mercure historique (Dec. 1730) S. 782. wird das Geschäft der Kommission erwähnt, welche der König im Nov. 1730 nach Küstrin schickte †), um dem Kronprinzen einen Eid abzunehmen, und ihm Vergebung anzukündigen. Da heißt es: „Ils no„tifièrent au Prince Royal, que le Roi par un „motif paternel, et ayant égard à la *Lettre* d'inter„cession *très touchante* que Sa Maj. Imp. lui „*avoit écrite de sa propre main*, voulait bien lui „pardonnner.“ Dieß wird in dem Clef du Cabinet

†) Der König hatte diese Kommission dem Kronprinzen angekündigt, auch die Personen benennet in dem Briefe an den Feldprediger Müller vom 8 Nov. 1730. S. Beytrag zur Lebensgeschichte Friedrichs des Großen. Berlin 1788. 8.

net des Princes (Janv. 1731, S. 57.), einem zu Brüssel herauskommenden und damals sehr gelesenem politischen Journale, worin sonst die kaiserl. Prätensionen gar sehr begünstigt werden, bloß wörtlich wiederholt; aber von der Autorität des Kaisers, oder von der Prätension, die Sache an den Reichstag zu Regensburg zu verweisen, wird nicht ein Wort gedacht, welches sonst dort, wenn es auch nur eine etwas verbreitete Sage gewesen wäre, gewiß würde seyn aufgegriffen worden. Also, eine allgemeine Sage ist es gewiß nicht gewesen.

Daß der Kaiser ein Intercessionsschreiben, so wie fast alle Potentaten in Europa habe ergehen lassen, habe ich nie zu bezweifeln begehrt; nur daß es im Tone der Autorität gewesen, und besonders, daß dadurch, es sey nun gewesen wie es wolle, allein dem Kronprinzen das Leben gerettet worden sey, habe ich bezweifelt, und bezweifele es noch. Schon der Umstand, wofern er richtig ist, daß der Kaiser mit eigener Hand an den König geschrieben habe, giebt mit größter Wahrscheinlichkeit zu erkennen, daß der Brief rührend, nicht im Tone der Autorität gewesen sey, als in welchem Monarchen sich einander nicht eigenhändig schreiben, wenn sie nicht etwa gänzlich miteinander

brechen

brechen wollen. Daß aber dieses der kaiserl. Hof habe thun wollen, läßt sich gar nicht denken, da er damals gerade einen Krieg in Italien befürchtete, mit England in einer sehr kritischen Lage war, und sehr nöthig hatte, den König von Preußen auf seiner Seite zu behalten. Uebrigens bestätigt es ein Umstand, auf welchem ich bey meiner weitern Nachfrage gestossen bin; daß damals ein eigenhändiger Briefwechsel zwischen dem Kaiser und dem Könige Statt gefunden habe. Im Königlichen geheimen Archive, worinn sonst von dieser Sache nicht die geringste Nachricht anzutreffen ist, (indem, wie schon oben erwähnt, alles dahin Gehörige im Archivkabinette versiegelt liegt) findet sich, daß unterm 4 Nov. 1730. aus dem Königl. Kabinette beym Departemente der auswärtigen Geschäfte angefragt worden ist, wie der Titel an den Kaiser eigentlich zu machen sey, **weil ein Königl. Handschreiben an den Kaiser abgehen** solle. Dieß war gerade der kritische Zeitpunkt; denn d. 3 Nov. ward der unglückliche Herr von Katte nach Küstrin abgeführt. Es ist also höchstwahrscheinlich, daß dieß des Königs eigenhändiges Antwortschreiben auf des Kaisers eigenhändiges Intercessionsschreiben gewesen ist. Zugleich

 erhellet

erhellet aber auch, daß dieß das erste eigenhändige Schreiben des Königs an den Kaiser war; woraus wieder folgt, daß seit dem August, da der Kronprinz war arretirt worden, wenigstens keine unmittelbare Korrespondenz zwischen beiden Monarchen gewesen ist. Daß diese Korrespondenz so spät, erst im Oktober erfolgt ist, muß die Muthmaßung, daß der Kaiser hiebey unmittelbar und allein geschäftig gewesen wäre, noch viel zweifelhafter machen.

Wie aber nach und nach die Sage, daß der Kaiser seine Autorität interponirt, und dadurch dem Kronprinzen das Leben gerettet habe, von einigen Leuten hat geglaubt werden können, ist leicht zu erklären. Ist wirklich von der Königl. Kommission des kaiserl. Intercessionsschreibens namentlich erwähnt worden, welches bey dem damaligen guten Vernehmen mit dem kaiserl. Hofe gar nicht unglaublich ist; so hat man, bey der damaligen weitverbreiteten übertriebenen Meinung von der oberstrichterlichen Gewalt des Kaisers im Reiche, sehr leicht aus einer freundschaftlichen Intercession einen Befehl und Drohung machen können; und es ist den Begriffen, die der kaiserl. Hof in Deutschland allenthalben geltend

zu machen suchte, sehr wohl angemessen, daß aus Politik und um die Begriffe von der hohen Gewalt des Kaisers immer mehr zu verbreiten, die kaiserl. Gesandten die Sprache geführt haben, als ob die Autorität des Kaisers, ohne den im deutschen Reiche nichts geschehen könne, dem Kronprinzen das Leben gerettet hätte; wie denn Voltaire so etwas vom Grafen Seckendorf will gehört haben. Aber auf Voltairens Zeugniß ist überhaupt nichts zu rechnen, da in dessen Vie privée du Roi de Prusse vor und nach dieser Nachricht die gröbsten Unwahrheiten vom Könige stehen. Und überhaupt deswegen, weil dieses gesagt worden, ist es noch nicht wahr. Man muß doch den Charakter des Königs Friedrich Wilhelm I. und die ganze Lage der Sachen, und das was diejenigen Generale thaten die im Kriegsgerichte über den Kronprinzen saßen, auch in Erwägung ziehen.

Daß der Kaiser im Ernste die Sache an den Reichstag zu Regensburg habe verweisen wollen, läßt sich fast gar nicht denken; indem diese Forderung in den Reichsgesetzen gar nicht gegründet ist. Hätte diese Sache durch ein Kommissionsdekret ans Reich gebracht und ein Reichs-

schluß darüber gemacht werden sollen? Man kann ja in Kriminalsachen nicht einmal an die Reichsgerichte appelliren, geschweige an den Reichstag. Es könnte freylich möglich seyn, daß entweder vom Grafen Seckendorf mündlich, oder auch sogar im kaiserl. Intercessionsschreiben schriftlich, ein solcher Grund als eine Bedenklichkeit, als ein Zweifel oder dergleichen mochte seyn mit angeführt worden, um der Aufmerksamkeit des erzürnten Königs eine andere Richtung zu geben und andern Gründen den Platz zu öfnen. Aber daß ein solcher Grund auf den König einen sonderlichen Eindruck hätte machen, ja daß er allein ihn zu gelindern Gesinnungen hätte bewegen können, läßt sich von seinem bekannten Charakter nicht vermuthen, am wenigsten, wenn der kaiserl. Hof einen solchen Grund, wider alle Politik im drohenden Tone der Autorität dem erzürnten Könige hätte vorlegen wollen.

Aber die nachherige Sage mag wohl, wie es mir scheint, aus folgendem Umstande entstanden seyn; auf welchen mich auch meine fortgesetzte unermüdete Nachforschungen geführt haben. Dieser Umstand erklärt zugleich auch, wie der Verfasser der Vie de Frédéric II. auf den Gedanken habe kommen können,

Frie-

Friedrich Wilhelm habe das Urtheil über seinen Sohn von Universitäten eingeholt.

In dem Archive der Juristenfakultät zu Leipzig, ist auf dem Umschlage der von dem damaligen Professor der Rechte Hofrathe Rechenberg koncipirten rechtlichen Gutachten, vom Monate März 1731., von einer spätern Hand geschrieben:

„Deficit Nro. 43 Friedrich Wilhelms Fragen."

Die Fragen selbst aber, nebst dem Responsum haben sich bey wiederholter genauer Nachsuchung nirgends, weder im Originalkoncepte, noch in einer Abschrift finden wollen. In dem Fakultätsprotokolle vom Jahre 1731 findet sich im Monate März ebenfalls dieses von Rechenbergen verfaßte Responsum unter eben der Rubrik, Friedrich Wilhelms Fragen, eingetragen, jedoch ohne nähere Anzeige des Inhalts. Hingegen im Protokolle vom Jahre 1730 kommt nicht ein einziges Responsum oder Urtheil vor, welches der Rubrik nach nur einige Beziehung auf diese Angelegenheit haben könnte. Die auf meine Bitte geschehene genaue Nachforschung hiernach, und die beglaubte Nachricht hiervon, habe ich der Güte des berühmten Hrn. Assessor Dr. Schott in Leipzig zu danken.

Den Inhalt des gedachten Responsum weiß man also eben so wenig, als man völlig gewiß weiß, wer der fragende Friedrich Wilhelm gewesen und was er gefragt habe. Es lebt aber noch jemand, welcher sich erinnert, vor langen Jahren eine Abschrift dieses *Responsum* gelesen zu haben, und glaubt, es sey in der Hauptsache dahin gerichtet gewesen:

„Der König könne dem Kronprinzen aus eigner Macht um deswillen nicht das Leben absprechen, weil der letztere zugleich ein deutscher Kurprinz sey, über welchen ohne Einstimmung des Kaisers und der Reichsstände dergleichen Strafe nicht verhängt werden dürfe."

Ob die Abschrift authentisch gewesen, ob die Erinnerung des Inhalts richtig sey, wie K. Friedrich Wilhelm I. darauf habe kommen können, erst im März 1731 so sonderbar zu fragen, und mit welchen Gründen aus dem Staatsrechte ein berühmter Rechtslehrer eine so sonderbare Antwort habe unterstützen wollen: muß man dahin gestellt seyn lassen, bis etwa noch einmal das Responsum aufgefunden wird. Aber es mag damit seyn wie es will, so ist dies immer der deutlichste Beweis, daß die

Be-

Bejahung dieser staatsrechtlichen Frage auf die Begnadigung des Kronprinzen nicht den geringsten Einfluß kann gehabt haben. Denn da der König dem Kronprinzen schon d. 25 November 1730 einen besondern Eid abgenommen, ihm völlig vergeben †) und ihn des Arrests entlassen, ihm den Degen und den Orden wiedergegeben hatte, so muß er wohl damals ihm nicht deswegen vergeben haben, weil sonst der Kaiser und das Reich über seinen Sohn würde urtheilen müssen; denn wäre er davon schon im November 1730 überzeugt gewesen, so würde er nicht erst im März 1731 eine auswärtige Juristenfakultät darüber befragt haben. Dieß ist sehr klar.

Daß ich aber die wahre Ursache der Begnadigung des Kronprinzen richtig erzählt habe, wird,

 wie

†) Der König kündigte diese Vergebung selbst allen seinen Gesandschaften an auswärtigen Höfen in einem Cirkulare v. 25 Nov. 1730 an. Dasjenige was an den damaligen Residenten in Danzig Hrn. Obersten von Zittwitz ergieng, ist im neuen deutschen Zuschauer IV Heft S. 108 abgedruckt. Es heißt darinn: „Es bleibet euch hiemit gnädigst „ohnverhalten, was maßen wir unsers Sohnes „des Kronprinzen Liebden — aus königl. Cle„mence und väterlicher Mildigkeit gnädigst par„donniret. ꝛc.“

wie ich hoffe, nicht allein durch die im dritten Hefte S. 328 aus dem Munde des sel. Generals von Buddenbrock beigebrachte Erzählung sehr wahrscheinlich gemacht, sondern auch noch weit mehr durch das öffentliche Zeugniß des Hrn Staatsministers Grafen v. Herzberg. Derselbe sagt ausdrücklich in seinem Memoire historique sur la dernière année de la vie de Frédéric II. pag. 11.

„Il *ne dut* la conservation de sa vie, *qu'à la* „*Justice & à la fermeté des Généraux, ses juges.*"

Wenn der Kronprinz also allein der Gerechtigkeit und Standhaftigkeit der Generale die seine Richter waren, sein Leben zu danken hatte, so konnte weder die Intercession noch die Autorität des kaiserl. Hofes dieß allein bewirkt haben. Es scheint mir, daß ich durch die Uebereinstimmung meiner Meinung mit der Meinung eines solchen Mannes schon allein hierin völlig gerechtfertigt bin; ob ich gleich jedermann seine Meinung über diese Sache gern gönne.

XXI.

Der zweite Brief des Freyherrn von der Horst an Herrn von Zimmermann, betrift eine Sache, die in sofern wichtig ist, weil sie auf den Charak-

ter

ter Friedrichs des Großen leicht ein nachtheiliges Licht werfen könnte. Voltaire erzählt in seiner Vie privée du Roi de Pr. welche von den schändlichsten und gröbsten Unwahrheiten voll ist, S. 42.: „Der „Saal worinn der König gespeiset habe, sey mit „einem äußerst unzüchtigen Bilde ausgezieret gewe„sen, wozu der König selbst den Gegenstand dem „Pesne angegeben habe.“ Ich läugnete, nach sehr sorgfältiger Erkundigung, daß jemals ein so unzüchtiges Gemälde von Pesne in den Schlössern des Königs existirt habe. Ich erzählte dabey S. 317.: „Als dem Könige einst ein sonst schön„gemaltes aber etwas unanständiges Gemälde ei„nes Satyrs und einer Nymphe, von Cignani, „zum Verkauf angeboten ward, so sagte Er, so„bald Er es ansichtig ward: Pfui! Pfui! fort „damit!“ Hierüber schrieb der Freyherr von der Horst folgenden Brief an den Hrn. v. Zimmermann, welchen derselbe in seinen Fragmenten I. Band S. 84 drucken ließ: „Ich erinnere mich sehr wohl, „daß ich im Jahre 1747. in Potsdam ein Ge„mälde sah, wie dasjenige von Pesne, das Vol„taire beschreibt. Es hing im zweyten Zimmer „von dem großen Eßsaale, worinn die Ta„fel der Officiere von der Garde ist. Aber dieses

„Ge-

„Gemälde war bey weitem nicht das unzüch-
„tigste, denn noch weit mehr unzüchtig waren
„andere Gemälde in den Zimmern der königlichen
„Schlösser. In diesem zweyten Zimmer von dem
„großen Eßsaale der Officiere von der Garde in
„Potsdam, sah ich im Jahre 1747 ein kleines
„Gemälde von Watteau, das stärkste in der Art
„das ich jemals gesehen habe. Es war eine aus-
„gestreckt liegende völlig nackte Weibsperson, der
„sich ein nackter Jüngling näherte; das Bild war
„vorzüglich schön. Viele andere Gemälde dieser
„Art sah ich in den Schlössern des Königs. Nach
„dem siebenjährigen Kriege wurden viele von
„diesen Gemälden weggenommen, aber nicht
„alle; denn selbst in Berlin hing in dem gewöhn-
„lichen Speisezimmer des Königs, noch in seinen
„letzten Lebensjahren, das Gemälde einer völlig
„ausgestreckt liegenden nackten Weibsperson in
„Lebensgröße. — Das von Herrn Nicolai er-
„wähnte Gemälde eines Satyrs und einer Nym-
„phe, muß der König doch wohl gekauft haben,
„weil ich dasselbe auf dem Schlosse zu Potsdam
„in dem Zimmer hängen sah, das der alte Her-
„zog von Hollstein Beck bewohnte. Dieses Ge-
„mälde hatte zum Gegenbilde einen alten Panta-
„lon,

„lon, dem ein Mädchen das Geld aus der Tasche „hervorsuchet, indeß sich dasselbe von ihm auf eine „andere Art durchsuchen läßt.“

Ich muß bekennen, daß ich erstaunte, da ich diesen Brief zuerst las. Von der einen Seite war mir bey meinen mühsamen Untersuchungen über die Beschreibung von Berlin und Potsdam das Innere der königl. Schlösser, und besonders auch die hauptsächlichsten Gemälde und deren Geschichte so genau bekannt, daß es mir gleich unmöglich schien, es könnte so gewesen seyn, wie es der Freyherr von der Horst angiebt. Von der andern Seite konnte ich mir doch auch fast nicht vorstellen, daß ein solcher Mann (da es doch bekannt ist, welche Mühe ich mir gegeben habe, um eine Beschreibung zu liefern, von der ich ohne Ruhm sagen kann, daß sie an Genauigkeit und Ordnung keiner nachsteht) in einer solchen Sache, die Ihm fremd, mir aber so sehr geläufig seyn mußte, mir geradezu widersprechen würde, ohne seiner Sache recht gewiß zu seyn, und bloß nach einer unsicheren durch die Länge der Zeit noch unsicherer gemachten Erinnerung.

Ich pflege nie eine Thatsache leichtsinnig und ohne Erkundigung als gewiß zu behaupten. Ohnerachtet ich schon vorher wußte, daß ein solches unzüchti-

ges Gemälde von Pesne, wie Voltaire beschreibt, niemals, weder in den königlichen Zimmern, noch überhaupt sonst jemals existirt hat; so schrieb ich doch, ehe ich bey Gelegenheit der Straßburgischen Vie de Fr. II öffentlich davon redete, deshalb an den sel. Herrn Oberbaurath Manger. Derselbe war selbst seit 1753 in königlichen Diensten und beständig in Potsdam gewesen. Wegen seiner Geschäfte als Baukondukteur und Bauinspektor, hatte er unzähligemal in den Zimmern aller königl Schlösser in Potsdam aus und eingehen müssen, und konnte also sehr wohl wissen, ob ein so auffallendes Gemälde jemals irgendwo in den königl. Zimmern gewesen sey, oder nicht. Er wußte, daß nie ein solches Gemälde vorhanden gewesen war; aber er erkundigte sich noch besonders bey Personen, die seit langen Jahren um des Königs Person, und täglich in den königl. Zimmern gewesen waren: und alle waren einstimmig, daß niemals ein solches, oder andere unzüchtige Gemälde jemals vorhanden gewesen wären. Ich hatte ihn auch ersucht, mir Nachricht zu verschaffen, ob sich etwa in dem Kabinette neben dem Schlafzimmer des hochsel. Königs in Sanssouci ein solches Gemälde könnte gefunden haben, indem unter der

jetzigen

jetzigen Regierung alles ganz ausgeräumt und verändert worden ist; wobey es sich doch müßte gefunden haben, wäre es auch im innersten Winkel verborgen gewesen. Ganz konnte doch ein Gemälde von Pesne nicht verschwunden seyn, wenn es irgend einmal und noch dazu so öffentlich existirt hätte. Hr. Manger erkundigte sich aufs genauste, und meldete mir, es habe sich auch beym Ausräumen nichts dergleichen gefunden. Ich sprach mit dem Hrn. Baron v. Erdmannsdorf darüber, welcher die neue Einrichtung der Zimmer besorgte, und dieser würdige Mann bestätigte mir eben das. Jeder vernünftige Mann wird einsehen, daß ich nach einer solchen Erkundigung und auf diese Zeugnisse, wohl positiv sagen durfte, es sey niemals ein solches unzüchtiges Gemälde von Pesne in den Schlössern des Königs gewesen. Es treffen mich also warlich die höhnischen Sticheleyen nicht, die sich Hr. v. Z. bey dieser Gelegenheit gegen mich erlaubt. Ich wünschte, daß er selbst nie als nach ähnlicher sorgfältiger Erkundigung historische Nachrichten öffentlich bekannt gemacht hätte.

Nachdem ich den vom Hrn. v. Z. bekannt gemachten Brief des Freyherrn von der Horst gelesen hatte, so blieb mir nichts übrig, als meine

Erkun-

Erkundigungen wegen der unzüchtigen Gemälde, von welchen dieser Herr so gar mehrere gesehen haben will, nochmals zu wiederholen. Ich befragte mich deshalb bey Männern von allen Ständen, welche sehr lange in Potsdam gegenwärtig gewesen waren, und sehr wohl davon unterrichtet seyn konnten. Alle verneinten einstimmig die Existenz unzüchtiger Gemälde in den Zimmern des Königs. Ich will hier nur zwey der ersten Männer im Staate als Zeugen anführen, deren Zeugniß allein statt aller dienen kann. Der königl Generallieutenant von der Infanterie und wirkliche Staats und Kriegsminister Herr von Rohdich, und der königliche Generallieutenant Freyherr von Schlieffen erlauben mir, daß ich ihre verehrungswürdige Namen hier öffentlich nennen darf, um bekannt zu machen, daß sie bezeugen:

„Daß sie niemals in irgend einem Zimmer der „königlichen Schlösser unzüchtige Gemälde ge„sehen haben, am wenigsten ein so scheußliches „Gemälde wie es Voltaire beschreibt."

Ich zweifle nicht, daß schon allein das so glaubwürdige Zeugniß dieser beiden Herren jeden unbefangenen Leser überzeugen wird, daß Friedrich der Große sich nie hat zu Schulden kommen

lassen,

lassen, unzüchtige Gemälde in seinen Zimmern aufzustellen. Der Herr General von Rohdich ist von seiner ersten Jugend an in Potsdam unter dem Regimente Leibgarde gewesen, und der Herr General von Schlieffen machte den ersten Anfang seiner Kriegsdienste in diesem Regimente. Beide kamen unzähligemal in die Zimmer des Königs, besonders so viele Jahre lang aber der Herr General von Rohdich. Es wäre unmöglich, daß diese beide Herren bey dem oftmaligen Durchgehen durch die Zimmer des Schlosses dergleichen so sehr in die Augen fallende Gemälde nicht gesehen hätten, wenn sie wirklich vorhanden gewesen wären. Man hat mich versichert, der Freyherr von der Horst sey im Jahre 1730 gebohren. Ist dies richtig, so würde er im Jahre 1747 erst siebenzehn Jahre alt gewesen seyn; auch kann damals sein Aufenthalt in Potsdam nicht lange gedauert haben. Ich kann es freylich nicht begreifen, und niemand kann es begreifen, wie es zugehe, daß sich dieser Herr so umständlich solcher Dinge von seiner ersten Jugend an zu erinnern glaubt, welche wirklich niemals existirt haben. Er denkt gewiß zu edel, um mir nicht zu verzeihen,

daß ich genöthigt bin, ihm öffentlich hierin zu widersprechen; denn ich bin dabey in der gerechtesten Vertheidigung begriffen, und habe theils die Wahrheit selbst, theils mein unermüdetes Bestreben, sie zu sagen, zu vertheidigen. Ich müßte mich schämen, Anekdoten von dem großen Könige haben herausgeben zu wollen; denn was hätten sie für Werth, wenn ich nicht alle mögliche Sorge getragen hätte, die Wahrheit dessen was ich erzähle, vorher zu untersuchen; zumal in einer Sache, wo die genaue Erkundigung so leicht ist. Der Freyherr von der Horst schien (s. oben S. 60) zu zweifeln, ob ich von dem Innern der Geschichte des preußischen Hofes unterrichtet sey. Ein solcher Zweifel ist sehr verzeihlich. Aber fast sollte ich glauben, ich hätte das Vorurtheil vor mir, daß ich das Innere der Königl. Schlösser sehr genau und zuverläßig kenne, da ich mir seit einigen zwanzig Jahren so viel undankbare Mühe gegeben habe, mich von allem, was zur Beschreibung von Berlin und Potsdam gehört, so genau zu unterrichten, daß es wohl nicht möglich seyn möchte, daß ich von vielen Gemälden dieser Art nichts hätte wissen sollen, wenn sie vorhanden gewesen wären. Und doch, als ich öffentlich Voltairens Unwahrheiten wider-

widerlegen wollte, verließ ich mich, wie gesagt, nicht auf meine allgemeine Kenntniß, sondern zog vorher die sorgfältigsten Erkundigungen ein. Ich sagte es ausdrücklich im 3ten Hefte S. 316. Ich hätte also wohl so viel Vertrauen verdient, daß mir geglaubt würde, ich hätte mich wirklich besonders darnach erkundigt. Ganz kürzlich geschehene Erkundigungen sollten aber, wie es mir scheint, wohl billig ungewissen Erinnerungen seit vielen Jahren vorzuziehen seyn.

Ich kann mir wirklich beynahe gar nicht vorstellen, daß dieser Brief in der Absicht geschrieben worden ist, daß er öffentlich bekannt werden, und im Ernste meine Nachricht widerlegen sollte, denn es sind fast zu viel Mißverständnisse darin. Ich werde genöthigt, dies hier genauer auseinander zu setzen, so unangenehm es mir ist.

Da von Gemälden in den Zimmern des Königs die Rede ist, und wenn nach dem Briefe, „im zweyten Zimmer von dem großen Eßsaale „der Officiere von der Garde" im J. 1747 die unzüchtigen Gemälde gehangen haben sollen; so sollte man wohl natürlich den Eßsaal verstehen, wo die Officiere der Garde im J. 1747 speisten. Dies ist derjenige Saal, wo jetzt die Adjutantur speiset. Er ist in meiner Beschreibung von Potsdam (3ter

Band S. 1140) mit Nro. 2. bezeichnet. Das zweyte Zimmer davon trift das Konzertzimmer des Königs, dessen Gemälde daselbst S. 1141 angezeigt sind. In diesem Konzertzimmer ist niemals, seitdem es im Jahre 1746 auf die jetzige Art möblirt worden, eine Veränderung mit den Gemälden vorgenommen worden, und alle diejenigen Personen von der Kammermusik des Königs, welche von der damaligen Zeit noch am Leben sind, können auch bezeugen, daß nimmermehr in diesem Zimmer ein unzüchtiges Gemälde gewesen ist.

Ich bekenne, es ist mir ferner unbegreiflich, wie es in diesem Briefe heißen kann, dieses vermeinte Gemälde von Pesne sey bey weitem nicht das unzüchtigste gewesen. Es ist fast nicht möglich, daß der Freyherr v. d. Horst die Beschreibung desselben beym Voltaire nachgelesen und deutlich im Sinne gehabt hat; denn sonst wäre es unmöglich, dieß zu sagen. Ich mag hier das Papier nicht mit der schändlichen Beschreibung, die Voltaire macht, beschmutzen; sonst würde man gleich sehen, daß der Gegenstand desjenigen kleinen Gemäldes, das Hr. v. d. H. anführt, und es dem berühmten Watteau zuschreibt,

der

der schändlichen Abscheulichkeit des Voltairischen gar nicht gleich kommt. Auch ist es wenigstens ein Beweis, daß Hr. v. d. Horst bey seinen andern unstreitigen Verdiensten und Kenntnissen, geringe Kenntniß von den Werken berühmter Maler haben muß, wenn er glauben kann, Watteau habe ein so unzüchtiges Gemälde gemalt. Dieser Künstler hat viel galante und verliebte Sujets behandelt, hat aber weder seinen Pinsel noch seine Reißfeder mit schändlichen Gegenständen besudelt. Er starb im 37sten Jahre seines arbeitsamen Lebens. Von Klingstedt oder einem andern dergleichen Maler kann Hr. v. d. Horst ein solches Gemälde gesehen haben, nicht aber von Watteau.

Und hier muß ich auch die Ehre des sel. Pesne retten, welche durch die Lüge Voltairens, daß er ein so schändliches Gemälde gemalt habe, angegriffen ist. Sans-souci war niemals ein Kapreä; und Pesne malte kein Gemälde, welches wie das Gemälde des Meleager und der Atalanta von Parrhasius beschaffen war. Es leben noch mehrere Personen, welche diesen berühmten Maler gekannt haben, es lebt noch seine Tochter, es leben noch Schüler von ihm, und

alle werden bezeugen, daß er durch nichts sich würde haben bewegen lassen, ein so unzüchtiges Gemälde zu malen, und wenn ihm auch der König oder sonst jemand wer weiß wie große Summen geboten hätte. Auch ist es bekannt, daß Pesne eben nicht geschwinde arbeitete, und in seinen historischen Gemälden alles nach der Natur malte. Er würde also lange daran gemalt haben, und würde zu einem Gemälde von so vielen Figuren mehrmals haben Modelle stehen lassen. Es müßten also nothwendig mehrere Personen von diesem Gemälde wissen; aber niemand wird jemals etwas davon gehört haben. Voltaire hat in seiner Vie privée eine Menge der muthwilligsten Unwahrheiten eingerückt, um den König von einer lächerlichen und von einer widrigen Seite zu zeigen; davon ist dies eine. Voltaire ergötzte sich selbst noch in seinem Alter am Anschauen von unzüchtigen Gemälden, er wollte seinen Aufenthalt damit auszieren; und was das sonderbarste ist, ein Frauenzimmer, seine Nichte, die Madame la Fontaine, gab den Anschlag dazu, weil sie vermuthlich ihren Oheim sehr wohl kannte, dessen völligen Beyfall auch

diese

diese Idee fand †). Er hat also vermuthlich geglaubt, es habe nicht viel zu bedeuten, wenn er dem Könige zuschriebe, was er selbst gern würde gehabt haben. Uebrigens vermuthe ich, daß Voltaire Anlaß genommen habe, diese Legende zu machen, von einem schönen Bilde von Pesne, das Fest der Venus genannt, welches zu seiner Zeit gemalt ward. Es sind darauf nackende Personen beiderley Geschlechts vorgestellt, aber nicht unzüchtige Dinge; diese hat Voltairens Muthwillen hinzugesetzt. Es hat auch dieses Gemälde niemals in Potsdam, weder im Schlosse in der Stadt, noch in Sans-souci, gehangen. Es hängt in Charlottenburg in einem Seitenzimmer No. 7. ††) unter vielen andern Gemälden.

†) Man sehe in der Correspondence générale de Voltaire, in T. LX seiner Oeuvres, Ed. de Gotha S. 244. den 130ten Brief an Madame de Fontaine: *Votre Idée*, ma chere nièce, de faire peindre de *belles nudités* d'aprés Natoire et Boucher *pour ragaillardir ma vieillesse* est d'une ame compatissante, et je suis reconnaissant de cette *belle invention*. On peut aisément en effet faire copier à peu de frais; on peut aussi faire copier au palais royal ce qu'on trouvera de plus beau et *de plus immodéste*. Mr. le Duc d'Orléans accorde cette liberté. On peut prendre deux copistes au lieu d'un. Ich dächte, immodéste könne hier nicht anders als unzüchtig übersetzt werden.

††) S. Beschr. v. Berlin IIIter Bd. S. 1009.

Es ist wohl ein ziemliches Mißverständniß, daß die Vorstellungen nackender Figuren von dem Freyherrn v. d. Horst mit unzüchtigen Gemälden, und zumal mit einem so arg unzüchtigen Gemälde, wie es Voltaire beschreibt, in eine Klasse gesetzt werden. Man muß sich nur recht verstehen, wovon man spricht. Die Vorstellung des Nakkenden haben sich alle Künstler erlaubt, und bekanntlich ist sie ein wesentlicher Theil der Kunst. Wer eine starke Sammlung von Kunstwerken macht, wie der König, wird auch Vorstellungen von nackenden Figuren haben, und muß sie haben; liegend oder stehend, das thut nichts zur Sache. Wer wird wohl z. B. die Stücke in der Gallerie bey Sans-souci: Jupiter amoureux de Danaé se transforme en pluie d'or nach Titian von J. Punt zu Amsterdam gestochen, oder la Chaste Susanne, nach Corregio von A. L. Krüger 1778 gestochen, unzüchtige Gemälde nennen? Dies ist nicht dem Sprachgebrauch gemäß. Ganz anders ist es, wenn jemand in sein Wohn- Schlaf- oder Speisezimmer unzüchtige Gemälde, welche unzüchtige Handlungen vorstellen, ausdrücklich zur Schau stellt. Davon war ganz allein

die

die Rede, denn dieß hatte Voltaire vom Könige erzählt; aber es ist eine von den unverschämten Erdichtungen, wovon seine elende Vie privée du Roi voll ist. Davon sprach ich auch allein, nicht aber von nackenden Figuren. Daß derselben viele in den Königl. Schlössern sind, weiß ich sehr wohl, und habe sie auch in der Beschreibung von Potsdam unter den übrigen vorhandenen Gemälden sämtlich angeführt. Ich sagte ja selbst oben im IIIten Hefte S. 317: „der König liebte in „den Gemälden schöne und angenehme männliche „und weibliche Figuren;" und ferner: „Auf den „fünf Gemälden im Konzertzimmer sind schöne „nackende Figuren."

Ich bekenne auch, daß ich gar nicht begreifen kann, wie der Freyherr v. d. Horst darauf kommt, zu sagen, es wären viele von diesen Gemälden nach dem siebenjährigen Kriege weggenommen worden. Wann? und bey welcher Gelegenheit wäre denn dieß geschehen? Wohin wären die Gemälde gebracht worden? Wie kommt es denn, daß alle vorher vorhandene nackende Figuren noch da sind, welche vorher unter die unzüchtigen Gemälde gerechnet werden sollten? Es ist wirklich seit dem siebenjährigen Kriege fast gar keine

Veränderung mit den Gemälden in den Königl. Schlössern vorgenommen worden; denn Friedrich liebte bekanntlich dergleichen Aenderungen nicht. Ich wußte dieß schon vorher zuverläßig, indem ich bald nach dem siebenjährigen Kriege Anstalt zur Beschreibung von Berlin machte, und alle Königl. Schlösser aus Liebe zur Kunst und in eben gedachter Absicht so sehr oft besehen habe, und da mir das Wesentlichste von der innern Einrichtung so lebhaft vor Augen steht. Ich schrieb indessen doch, um noch sicherer zu seyn, an den Königl. Kastellan im Schlosse zu Potsdam, Herrn Knopf, um ihn zu bitten, mir sichere Nachricht zu geben, ob seit dem siebenjährigen Kriege aus den Königl. Schlössern viele Gemälde, besonders von nackenden oder unzüchtigen Figuren, wären weggenommen worden. Statt dessen erhielt ich noch mehr als ich forderte, nämlich eine abermalige Versicherung, daß niemals unzüchtige Gemälde in den Königlichen Zimmern gewesen sind, folglich auch nicht haben weggenommen werden können. Diesen Brief unterschrieben freywillig, aus Liebe zur Wahrheit, und aus Verehrung des großen Königs, der Königl. Geheime-Kämmerer Herr Zeysing, der Königl. Kammerdiener Herr Rüdiger, und der Hr. Ober-Acciseeinnehmer Meister:

Män-

Männer, welche über vierzig Jahre um den König, und also täglich in seinen Zimmern waren, und die es also nothwendig hätten wissen müssen, wenn dergleichen Gemälde wären vorhanden gewesen, oder wenn sie wären weggenommen worden. Um keinen Zweifel zu lassen, wie sehr dieß Zeugniß mit meinen eigenen vieljährigen sorgfältigen Untersuchungen übereinstimmt, sehe ich mich genöthigt, den Brief des Herrn Knopf hieher zu setzen. Es spricht darinn die Indignation eines treuen Dieners, welcher den Charakter seines geliebten und verehrten Herrn noch nach dessen Tode durch ganz ungegründete Ausstreuungen verunglimpfen siehet.

Potsdam den 20 Januar 1791.

„Sie fordern mich auf, durch mein Zeugniß eine „von den vielen Unwahrheiten zu widerlegen, welche „wider den großen Friedrich verbreitet worden sind. „Schon lange sah ich mit innigem Unwillen den Fre„vel, daß man sich bemühet, dem Ruhme des gro„ßen Monarchen Schandflecke anzuhängen, daß „man geflissentlich falsche Thatsachen erdichtet, oder „wahre so entstellet, daß sie im gehässigsten Lichte „erscheinen müssen; und ich hoffe zur Ehre der „Menschheit, daß viele meiner edlen deutschen Zeit„genossen

„genossen jenen Unwillen fühlen werden. Nicht Sei„netwegen — denn wie könnte ein Herr von Zim„mermann den Ruhm eines so großen Königs be„flecken! — aber um unser selbstwillen. — Ich selbst „bin nur seit dem Jahre 1763 in Diensten des Kö„nigs gewesen; die mit mir Unterschriebenen aber „waren drey Jahre nach Antritt seiner Regierung „täglich um ihn. Niemals ist in einem Königl. Zim„mer des Schlosses ein einziges, vielweniger mehrere „unzüchtige Gemälde gewesen. In dem Jahre 1747 „oder 1748 ließ der König zwey dergleichen kleine „Gemälde malen, und zwar zum Scherze mit an„wesenden Fremden, laut Aussage der Unterschrie„benen. Spott war bekanntlich die Geißel, womit „Friedrich die Thorheiten und Schwachheiten an„derer zu züchtigen pflegte. Ich muß die Stirn des „Mannes bewundern, der jezt, da noch so viele „Augenzeugen leben, jene Unwahrheiten zu sagen „wagen konnte. —

„Zeysing." „D. Rüdiger." „Meister."
„Der Kastellan Knopf."

Die beiden kleinen Gemälde, von welchem Herr Knopf in diesem Briefe spricht, werde ich nun noch näher erläutern müssen, da der Hr. v. d. Horst dieser beiden Gemälde auch gedenkt, ob gleich auf eine gänzlich unrichtige Weise. Es

scheint

scheint mir, von diesen beiden kleinen Gemälden, deren sich der Freyherr v. d. Horst so unsicher erinnert und sie mit ganz andern verwechselt, kommt hauptsächlich sein Irrthum her.

Ich erzählte oben, im dritten Hefte S. 317: „Als dem Könige einst ein sonst schöngemaltes aber „etwas unanständiges Gemälde eines Satyrs „und einer Nymphe von Cignani, zum Verkaufe „angeboten ward, so sagte er, sobald er es ansichtig ward: Pfui! Pfui! fort damit!" Hierauf sagt der Freyherr von der Horst: „Der König „müsse dies Gemälde doch wohl gekauft haben, „weil er dasselbe auf dem Schlosse zu Potsdam „in dem Zimmer hängen sah, das der alte Herzog von Hollstein-Beck bewohnte." Es wäre wohl zu wünschen gewesen, im Fall, wie ich mir freylich noch nicht vorstellen kann, wirklich die Absicht des Freyherrn v. d. Horst gewesen seyn sollte, diesen Brief öffentlich bekannt machen zu lassen, um mich zu widerlegen; daß es ihm gefallen hätte, sich erst genau zu erkundigen, ob wir auch beide von ebendemselben Gemälde sprächen. Ich hatte die Anekdote von dem sel. Oberbaurath Manger, welcher sie von demjenigen hatte, der das Gemälde von Cignani dem Könige hatte verkaufen

wollen, und also muß es doch wohl der König nicht gekauft haben, weil es der Eigenthümer behalten hat. Ferner ist der Herzog von Hollstein-Beck im J. 1749 gestorben, und der Vorschlag zum Verkaufe des Gemäldes von Cignani geschah im J. 1768. Es thut mir auch wirklich leid, daß der Freyherr v. d. Horst entweder so geringe Kenntniß der Malerey, oder, wie man überhaupt nur allzusehr siehet, ein so sehr unsicheres Gedächtniß hat, daß er das kleine Gemälde, was er 1747 im Zimmer des Herzogs von Holstein-Beck sah, für ein Gemälde von Cignani hat halten können. Demjenigen, der es malte, ist gewiß selbst niemals eingefallen, daß jemand seinem Machwerke so viel Ehre anthun würde. Folgendes sind die wahren Umstände davon.

In dem Erdgeschosse des Schlosses in Potsdam sind verschiedene Zimmer, worin Prinzen und Generale logirt wurden, wenn sie nach Potsdam kamen. Diese Zimmer sind ganz gut meublirt, aber es ist wohl natürlich, daß der König keine kostbare Gemälde von großen Meistern in diese Zimmer hängen ließ; denn so groß war der Ueberfluß von vorzüglichen Gemälden nicht, besonders im J. 1747, daß der König auch die Gastzimmer damit hätte ausstaffiren können. Dieß

hätte

hätte allein schon den Herrn Verfasser des Briefes erinnern können, daß in diesen Zimmern kein Gemälde von einem Maler wie Cignani werde gehangen haben. Ferner gehören ja diese Zimmer nicht zu den Königlichen Zimmern, von denen allein die Rede war, und die im ersten Stockwerke sind; sondern sind davon ganz unterschieden, und der König kam niemals in dieselben. Wenn daher ein Gemälde von einer besondern Art, dergleichen sich in den Königlichen Zimmern niemals fand, in einem Gastzimmer gesehen worden ist; so hätte wohl gleich die Vermuthung seyn können, ein solches Gemälde werde für den Gast und nicht für den König bestimmt gewesen seyn. Voltaire sprach nur von einem Gemälde, welches der König für sich habe malen lassen, um es öffentlich in sein Speisezimmer zu hängen; und ich von einem Gemälde, das er für sich nicht kaufte.

Der König wollte ungefehr 1747 mit dem alten Herzoge von Hollstein-Beck, der in sein Zimmer, welches er im Erdgeschosse des Schlosses in Potsdam bewohnte, weiblichen Besuch sollte haben kommen lassen, einen Spaß machen. Er ließ daher von einem ganz ordinären Maler ein kleines, nicht völlig einen Fuß hohes Gemälde, einen Sa-

tyr mit einer Nymphe malen, mit einem grünen Vorhang davor, und es unvermerkt in das Zimmer des Herzogs hängen. Dieß ist es was der Freyherr von der Horst kann gesehen haben. Als hernach der Fürst Bischof von Breßlau bey einem Besuche in eben dem Zimmer logirte, ließ der König auf eben die Art das Gemälde eines Mönchs und einer Nonne malen, und auch in das Zimmer hängen. Es ist dem Freyherrn v. d. Horst allenfalls zu verzeihen, daß er nach so langen Jahren, nachdem er diese so unbedeutende Gemälde gesehen hat, vermeint, es wäre ein Pantalon gewesen; andere die es genauer angesehen haben, versichern, es wäre ein Mönch; denn beide Gemälde sind noch vorhanden. Ich habe sehr wohl gewußt, daß sie vorhanden waren, aber sie in der Beschribung von Potsdam deswegen nicht angeben wollen, weil sie gar keinen malerischen Werth haben; und oben im dritten Hefte glaubte ich auch nicht, sie anführen zu müssen, da sie nicht in des Königs Zimmern öffentlich hingen, wovon dort allein die Rede war, und weil ich sonst die ganze im Grunde unbedeutende Anekdote hätte dazu erzählen müssen; welches mir dort unnöthig schien. Der sicherste Beweis, daß der König mit diesen beiden Gemälden

nichts

nichts als einen temporären Spaß mit diesen gedachten beiden Herren im Sinne hatte, ist, daß sie auf seinen Befehl herausgenommen wurden, als andere Personen in diesem Zimmer logirten. Sogar dieser Befehl zeigt genugsam, wie er über dergleichen Gemälde dachte, und widerlegt geradezu, was Voltaire von ihm hat vorgeben wollen, daß er ein scheußlich unzüchtiges Gemälde in seinem Zimmer gehabt hätte; und davon war ja bloß die Rede, nicht von irgend einem Spaße mit andern. Die gedachten beiden kleinen Gemälde wurden in eins von den zwey Zimmern gebracht, worin noch eben die alten Meubeln sind, wie sie zu K. Fr. Wilhelms I. Zeiten gewesen (Beschr. v. Potsdam III. Band S. 1146. No. 24) und daselbst hinter den Ofen gehängt, wo sie eben niemand in die Augen fielen. Da aber vor einiger Zeit ein Fremder, der das Schloß besah, mit diesen Gemälden gegen ein anwesendes Frauenzimmer sich unanständig aufführte, so sind sie ganz weggenommen, und in einen Schrank geschlossen worden.

Uebrigens scheint es mir, daß der Freyherr v. d. Horst überhaupt bey seiner dunkeln Erinnerung dessen was Er im Jahr 1747 gesehen hat, das Erdgeschoß des Schlosses zu Potsdam, mit den

Königl. Zimmern in diesem Schlosse ganz verwechselt habe. In diesem Erdgeschosse ist ein großer Eßsaal, in welchem jetzt, und schon seit mehrern Jahren die Officiere der Garde speisen; aber im Jahre 1747 speiseten sie noch oben in dem S. 83 erwähnten zu den Königl. Zimmern gehörigem Saale. Man merkt, daß er diesen Eßsaal im Erdgeschosse im Sinne gehabt hat, da er schrieb, daß im zweyten Zimmer davon viele unzüchtige Gemälde gehangen hätten. Etwa im zweyten Zimmer von diesem Eßsaale, oder doch in der Nachbarschaft desselben, wohnte damals nicht nur der Herzog von Holstein, sondern auch ein Stabsofficier und nachheriger General, welcher von solchen Gemälden ein großer Liebhaber war, und eine zahlreiche Sammlung davon hatte. Diese mag etwa der Herr Verfasser des Briefes gesehen haben, weil zuweilen, wenn der Bewohner abwesend war, auch wohl Fremde, sonderlich wenn sie es verlangten, in dies Zimmer geführt wurden. Wenn aber Er, und der Hr. v. Z. die Umstände nicht genau wußten, und dem Könige zuschrieben, was Ihn gar nichts anging; so ist es nicht meine Schuld. Ich werde durch unsichre Erinnerungen nicht widerlegt, da ich alles so genau untersuchte, ehe

ich schrieb, als man billiger Weise von mir fodern kann.

Hier ist ein neuer Beweis, wie mißlich es oft mit der historischen Glaubwürdigkeit aussieht, und daß diejenigen, welche Zeit und Mühe zu einer unparteyischen Untersuchung derselben nicht sparen, wohl auf Glaubwürdigkeit sollten Anspruch machen dürfen. Ein Mann wie Voltaire, so berüchtigt wegen historischer Sorglosigkeit überhaupt, und wegen ungerechter Beschuldigungen gegen den König insbesondere, erdichtet die Existenz eines schändlichen Gemäldes; zwey Männer wie der Freyherr von der Horst und der Ritter von Zimmermann, versichern öffentlich, daß diese Erdichtung Wahrheit sey, der eine, weil Er einer unsichern Erinnerung allzuviel traut, der andere, weil er eine ungegründete Hypothese bestätigen will. Würde nun diese Erdichtung nicht für Wahrheit seyn angenommen worden, wenn man nicht geeilt hätte, derselben bald zu widersprechen, da noch glaubwürdige Zeugen vorhanden sind? Ist nicht die Umständlichkeit der Widerlegung wohl zu verzeihen, da ohne umständliche Auseinandersetzung Erdichtungen, welche so glaubwürdig scheinende Zeugnisse vor sich haben, nicht widerlegt werden können?

Ich bin hier genöthigt, noch etwas über eine Behauptung des Hrn. v. Zimmermann zu sagen, so ungern ich es thue. Es liegt am Tage, wie sehr unartig er mich wegen dieser Anekdoten, deren Erscheinung er selbst veranlaßte, in seinen Fragmenten angreift. Ob denn diese Anekdoten oder meine Behandlung derselben zu einer so verächtlichen Meinung berechtigen könne, und ob er oder ich, wenn jeder von uns beiden Anekdoten erzählte, Kenntniß der Sachen mit Sorgfalt und Wahrheitsliebe verband, möchten Kenner wohl leicht entscheiden können. Ich wende gern die Augen von dem ab, was hierin Ihn oder mich persönlich betrift; es ist allzuschmerzlich, nach langen Jahren zu finden, daß man sich an einem Mann geirret hat, den man hochschätzte.

— — Were there One, whose fires
True Genius kindles, and fair Fame inspires;
Blest with each talent and each art to please
And born to write, converse, and live with ease:
Should such a man, too fond to rule alone,
Bear, like the Turk, no brother near the throne,
View him with scornful, yet with jealous eyes
And hate for arts that caus'd himself to rise —
Like Cato give his little Senate laws,
And sit attentive to his own applause;

While

While Wits and Coxcombs ev'ry sentence raise
And wonder with a foolish face of praise —
Who but must laugh, if such a man there be?
Who would not weep, if *Atticus* was he!

Also, nicht um mich selbst zu vertheidigen, sondern weil ein falsches Vorgeben des Hrn. v. Zimmermann den Leser in Absicht der Wahrheit der so eben untersuchten Sache irre führen, und auf den Charakter des unvergeßlichen Königs ein falsches Licht werfen könnte, muß ich dessen Ungrund zeigen. Es gefällt ihm zu behaupten, der König habe viele unzüchtige Gemälde in seinen Schlössern gehabt, und sich das Ansehn gegeben, als fände er großen Gefallen daran; ja er will ihm dabey eine Absicht beylegen, welche das thörichtste Hirngespinst ist, das jemals ein Geschichtschreiber in die Geschichte gebracht hat. Er will mich dabey spöttisch durch mich selbst widerlegen, und sagt im 1sten Bande seiner Fragmente S. 8: „Er selbst, Herr Nicolai, sagt: In der Königlichen „Bildergallerie zu Sanssouci hangen an der dritten Wand N. 39. die überraschten Liebenden von „Giulio Romano. Dieses Gemälde sah ich im „Jahre 1786. in dieser Gallerie; und es stehet

„unter allen unzüchtigen Gemälden in der „Welt doch wohl im ersten Range.“ Hr. v. Zimmermann hat sich leider! schon sehr lange gewöhnt, immer so stark im Superlativ zu reden, so daß der Leser gemeiniglich, wenn er im doppelten Superlativ redet, noch kaum einen völligen Positivus sich denken muß. — Es ist übrigens eine sehr bequeme Art der Widerlegung, wenn man, damit jemand schlechterdings Unrecht haben soll, eine falsche Thatsache anführt, und falsche Folgerungen daraus ziehet. Wäre dies Gemälde wirklich ein unzüchtiges Gemälde; so würde ich es nicht vergessen haben, als ich von solchen Gemälden schrieb. Auch Hr. Manger, der deswegen alle drey Schlösser durchging und so viel nachfragte, hätte es unmöglich übersehen können. Hr. v. Z. muß dieses Gemälde mit gar sonderbaren Augen angesehen haben, wenn er es für ein Gemälde, das im ersten Range der unzüchtigen steht, ausgeben kann. Seine ziemlich ungetreue Einbildungskraft muß ihm wohl im J. 1789, da er dieses schrieb, ein ganz anderes Bild vorgestellt haben, als er wirklich im J. 1786 sah. Dieses Gemälde von Giulio Romano war schon vor 200 Jahren berühmt.

Vasari †) gedenkt desselben mit Beyfall unter mehrern vorzüglichen und ganz unbescholtenen Gemälden des Giulio. So citirt wohl kein Kenner das unzüchtigste aller unzüchtigen Gemälde! — Es ist ferner im J. 1765 nach einer Zeichnung des Joseph Silvestri von Bartholomäus Crivelari in Venedig, zur Folge von Kupferstichen der Gallerie von Sans-Souci, in Kupfer gestochen worden. Würde man in eine solche Sammlnng ein scheußlich unzüchtiges Gemälde bringen? Würde der Zeichner und der Kupferstecher sich unter einem so unzüchtigen Gemälde nennen? Hätte Hr. v. Z. den Kupferstich vor sich gehabt, damit er seinem ungetreuen Gedächtnisse zu Hülfe gekommen wäre;

†) Della Signora Isabella Buschetta fece poi Giulio il ritratto, e bellissimo, in un quadretto piccolo di una *Nativita di Cristo*, alto un braccio, che è oggi appresso al Sig. Vespasiano Gonzaga, *con un altro quadro* donatogli dal Duca Federigo, pur di mano di Giulio; nel quale *è un giovane, e una giovane abbracciati insieme sopra un letto*, *in atto di farsi carezze*, mentre una vecchia dietro a un uscio nascosamente gli guarda, le quali figure sono poco meno che il naturale, *e molto graziose*. Man sehe die *Vite de' piu eccellenti Pittori da Giorgio Vasari. Tomo IVto Firenze 1772, 4. p. 349.*

so hätte er unmöglich dieses Gemälde so ganz falsch charakterisiren können. — Es ist auf Holz gemalt, sechs Fuß hoch, zehn Fuß breit; es stellt eine männliche und weibliche Figur vor, die auf einem Bette sitzen, die männliche Figur lehnt sich mit dem rechten Vorderarm und Hand auf ein rundes Küssen, und die weibliche Figur schlägt den rechten Arm um den Hals der männlichen Figur. Die weibliche Figur ist ganz nackend, die männliche aber ist um die Mitte des Leibes mit einem Gewande bedeckt, auf welches der linke Arm der weiblichen Figur fällt. Dieses Gemälde kann allenfalls der Strenge nach sehr ernsthaften Personen anstößig seyn, wie es auch so manche andere Vorstellungen seyn werden, die man in Bildergallerien findet; aber dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nach, ist es nicht ein unzüchtiges Gemälde zu nennen, noch weniger kann es unter allen unzüchtigen Gemälden in der Welt im ersten Range stehen; welches man allenfalls von so einem Gemälde sagen könnte, wie Voltaire erdichtete, aber warlich nicht von diesem. Schon das ganz widrige Kolorit des Gemäldes zeigt, daß es nicht in die Gallerie gestellt ist, um Wollüstigen Vergnügen zu machen;

sondern

sondern weil es ein großes Gemälde von Giulio Romano ist. Hr. v. Z. hätte sich doch wohl vorstellen sollen, daß wenn ein König eine Gemäldegallerie errichten will, er auch gern Gemälde von Raphael (man sehe oben den III. Heft Seite 291), Giulio Romano und dergleichen großen Meistern haben will; er hätte doch bedenken sollen, daß sie nicht nur sehr theuer, sondern auch sehr rar sind, und daß also, wenn einmal ein ächtes Gemälde von einem solchen Künstler zu verkaufen vorfällt, man über den Gegenstand des Gemäldes wegsehen muß. Zudem ist ein Gemälde mit nakkenden Figuren von Giulio Romano in einer Gallerie um so viel angenehmer und vorzüglicher, da die Zeichnung den hauptsächlichsten Werth der Werke der römischen Schule ausmacht. Der König hatte schon einige Jahre lang auf ein Bild von Giulio Romano von einer gewissen Größe vergebens Kommission gegeben, ehe er eines bekommen konnte. Als dieses endlich ungefähr im J. 1767 ankam, war der König mit dem unangenehmen Koloritte gar nicht zufrieden, und es würde vielleicht nicht einmal an diese Stelle in der Gallerie gehängt worden seyn, obgleich der König so sehr

gerne ein großes Gallerieſtück von Giulio Romano in derſelben haben wollte, †) wenn es nicht durch eine fortgeſetzte Neckerey mit dem Markis d'Argens geſchehen wäre, welcher das Stück von Giulio Romano allzuſehr heruntergeſetzt, und Romulus und Remus, ein herrliches Stück von Carlo Maratti, ††) welches an dieſer Stelle hing, allzugefliſſentlich gelobt hatte. Alſo der Gegenſtand des Gemäldes kam bey einem ſo raren Gallerieſtücke gar nicht in Betrachtung. Wäre auch dies Gemälde wirklich unzüchtig, ſo würde bey einem Meiſter, wie Giulio Romano, deſſen Stücke

†) Die beiden vorher unter dem Namen von Giulio Romano in der Gallerie befindlichen Stücke konnten dem König nicht Genüge thun. **Mars und Venus** iſt nur im Karton, wornach in Brüſſel eine Tapete gewirkt worden iſt, und die **Vermählung der heil. Katharina** iſt ein ganz kleines Staffeleyſtück. Zudem war ein ſolcher Gegenſtand dem Könige nicht angenehm; er war kein Liebhaber von Heiligenbildern, und würde dies letzte Stück gewiß nicht gekauft haben, wenn es nicht wegen des Namens von Giulio Romano geweſen wäre.

††) Dieſes herrliche Stück wurde nach Berlin gebracht, wo es jetzt eine große Zierde der dortigen Gallerie iſt. S. Puhlmanns Beſchreibung der Gallerie zu Berlin 1790. gr. 8. S. 86.

Stücke doch so schwer zu bekommen sind, es eben so ungereimt seyn, daraus zu schließen, der König habe Gefallen an unzüchtigen Gemälden gefunden, oder ihn zur Schau tragen wollen, als wenn man aus der Vermählung der heiligen Catharina von Siena mit Christus, von Giulio Romano, welche im Kabinette hängt, schließen wollte, er hätte dadurch die Meinung begünstigen wollen, als hätte er geistliche Gemälde sehr geliebt. In Galleriestücken kommt ja, wie es jedermann bekannt ist, nicht so sehr der vorgestellte Gegenstand, als die Kunst des Malers in Betrachtung.

Wie wenig aber der König an unzüchtigen Gegenständen Gefallen hatte, und sie auch kaum der Kunst des Malers oder Zeichners wegen duldete, zeigt folgende Anekdote, die ich von sehr sicherer Hand weiß. Der Hr. Kommerzienrath Trible, ein Mann, der sehr viele Gemälde an den König verkauft hat, und ein wahrer Kenner der Kunst war, besaß eine ganz vortrefliche Zeichnung in Tusch von Giulio Romano, eine Priapeje, die er dem Könige anbot. Der König konnte sich lange nicht entschließen; endlich kaufte

er sie doch, und bezahlte sie sehr gut, weil es eine der herrlichsten, ausgeführtesten und wohlkonservirtesten Zeichnungen dieses Meisters war, und der König damals sich ernstlich befliß, die verschiedenen Manieren der Maler zu studiren. Nachdem er aber diese Zeichnung eine kurze Zeit gehabt hatte, verschenkte er sie, weil ihm der Gegenstand allzusehr zuwider war.

Es kann nichts die Geschichte ungewisser machen, und den Glauben an Fabeln mehr autorisiren, als wenn ein Mann ohne Sachkenntniß und ohne Fähigkeit und Liebe zur Untersuchung der Wahrheit, aus bloßem Muthwillen sich unterfängt, den zu meistern, der eine Geschichte genau so erzählet, wie er sie mit unpartheyischer Wahrheitsliebe sorgfältig untersucht hat. Die Partie ist ein wenig allzuungleich zwischen demjenigen, der voller Präsumtion, was ihm gerade einfällt, als historische Wahrheit ins Publikum wirft, und demjenigen, welcher erst nach sorgfältiger Prüfung schreibt, was er als Wahrheit befunden hat; der erstere macht es sich sehr leicht, um das Publikum zu hintergehen, dem andern wird es sehr schwer, um dem Publikum die Wahrheit vorzulegen. Der Leser, welcher die

die innere Glaubwürdigkeit, die sich auf strenge Untersuchung gründet, nicht beurtheilen kann, wird durch dreist vorgetragene Erdichtungen irre gemacht. Der sorgfältige Untersucher historischer Wahrheit, wenn er auch noch so viel Fassung hat, möchte doch endlich beynahe seine zum gemeinen Besten unermüdet angewendete Mühe bereuen, wenn er sehen muß, daß die unüberlegtesten und ungegründetesten Behauptungen seinen sorgfältigen und mühsamen Untersuchungen den Werth nehmen sollen. Dabey möchte dem eifrigsten Wahrheitsfreunde wohl endlich die Lust vergehn, ferner durch unparteyische Nachforschungen, Wahrheit von Unwahrheit sondern zu wollen.

Schweigt man zu dergleichen leeren Erdichtungen still; so werden sie in kurzem für Wahrheit gehalten, zumal wenn sie dreist vorgetragen, und auf scheinbare, wenn gleich unzulängliche Autoritäten gestützt sind. Will man sie widerlegen, so muß man längst geschehene Erkundigungen nochmals mühsam wiederholen, um völlig sicher zu seyn, und unterläßt man es in irgend einer Nebensache, oder bekommt irgend woher nicht ganz richtige Auskunft; so kann man wider seinen

Willen in einen kleinen Irrthum verfallen, der unbilligen Beurtheilern zu einem neuen Blendwerke Gelegenheit giebt. Nun muß man die Falschheit der Nachrichten Stück vor Stück deutlich auseinander setzen, wobey man nothwendig weitläuftig wird, so wie ich es hier habe werden müssen. Indessen wie ist dieß zu ändern? Wenn diejenigen, welche eine Sache richtig wissen oder erfahren können, nicht Zeit und Mühe anwenden wollten, um falsche Erzählungen zu widerlegen, so würden endlich dreist vorgetragene Erdichtungen für historische Wahrheit angenommen. Ob dieß zu wünschen ist, und ob derjenige, welcher eine solche Widerlegung unternimmt, so beschwerlich sie auch ist, dadurch sich um die Geschichte verdient mache, mögen die Leser entscheiden, welche Wahrheit der Geschichte zu schätzen wissen.

XXII.

Im fünften Hefte der berlinschen Sammlung der Anekdoten und Charakterzüge S. 69, ist der Ruf des jetzigen berühmten Herrn Professor Eberhard zu Halle als Prediger nach Charlottenburg folgendermaßen erzählt:

Das

Das Oberkonsistorium habe Herrn Eberhard zum Prediger in Charlottenburg bestellt. Die dortige Bürgerschaft habe deswegen beym Oberkonsistorio gegen Eberhard protestirt, weil er die Apologie des Sokrates geschrieben habe. Dieser Grund wäre zu schwach befunden, und die Bürger zur Ruhe verwiesen worden. Sie hätten sich an den König gewendet und vorgestellt: „daß sie „ihre Seelsorge keinem Manne anvertrauen könnten, der in öffentlichen Schriften behauptet habe, „daß der verfluchte Heide Sokrates selig wäre.“ Der König, dem es wehe gethan, dem Sokrates fluchen zu hören, habe ihnen zurück geschrieben:

„Ich will daß Socrates selig seyn, und Eber„hardt Euer Prediger werden soll.

„Friedrich.“

Ein solches kurzes bon-mot frappirt, darum mag man es gern lesen. Die Hauptsache aber ist: ob es der König auch wirklich gesagt habe, oder ob es in seinem Charakter war, so an eine Bürgerschaft zu schreiben. Es war im Charakter des Königs, in Religionssachen den Meinungen des Volkes nicht geradezu zu widersprechen, noch weniger demselben seine eigene Meinungen zu empfehlen, oder aufzudringen.

Uebri-

Ueberhaupt war die Geschichte ganz anders. Das Oberkonsistorium konnte Herrn Eberhard nicht zum Prediger in Charlottenburg bestellen, kommt auch in der ganzen Sache nicht vor, sondern nur das kurmärkische Konsistorium. Die Bürgerschaft hat niemals die Apologie des Sokrates zum Grunde ihrer Widersetzlichkeit angegeben. Es kommt in den fünf Kabinetsordern, welche der König über diese geringfügige, und doch an acht Monate dauernde Streitigkeit ergehen ließ, gar nichts davon vor, und die letzte Entscheidung des Königs beruhte auf einem ganz andern, und einem Landesherrn viel anständigern Grunde.

Da die Sache einen berühmten Schriftsteller betrift, so will ich sie hier, wie sie eigentlich war, erzählen. So weit sie aktenmäßig ist, ziehe ich sie aus den vor mir liegenden Originalakten. Freylich werden Akten bey Erzählung von Anekdoten gewöhnlich nicht gebraucht. Sie sollten aber billig gebraucht werden, wenn es auf Wahrheit die durch Akten erläutert werden kann, ankommt, und ich habe sie bey Erzählung der meinigen nicht selten gebraucht. Die wahre Erzählung dieser Sache kann auch denjenigen, welche noch nicht wissen, wie sich der König bey den Beschwerden der Unterthanen zu

nehmen

nehmen pflegte, ein lebhaftes Bild davon geben, und zeigen, wie unermüdet er war, so viel möglich jeden zufrieden zu stellen, und mit wie vieler Geduld er die Leute beschied, auch wenn sie ihn zur Ungebühr behelligten. Auch dadurch wird die Ausführlichkeit der Auseinandersetzung dieser Sache bey verschiedenen meiner Leser vermuthlich interessanter werden.

Der Magistrat zu Charlottenburg ist Patron der dortigen Kirche, und hat vermöge eines Befehls K. Friedrich Wilhelms I. vom Jahre 1724, welcher von K. Friedrich II. 1750 ist bestätigt worden, das Recht, den Prediger der Kirche zu wählen. Da der Prediger Erdmann im März 1773 gestorben war, empfahl der damalige Generallieutenant und Kriegsminister Herr von Wedell dem Magistrate, und auch dem geistlichen Departemente, den damaligen Prediger des Invalidenhauses zum Prediger in Charlottenburg. Der Magistrat wählte aber den 16 May Herrn Eberhard durch die meisten Stimmen zum Prediger. Diesem widersetzte sich ein pro emerito erklärter Prokonsul, und zwey Rathmänner, die zufolge eines Berichts

des Magistrats, als Wreheherren †) bey der Bürgerschaft Einfluß hatten, und so entstand sowohl bey der Bürgerschaft in Charlottenburg als auch in Lützow, (einem an Charlottenburg gränzenden und dazu gehörigen Flecken) welche doch gar kein Recht zur Wahl haben, eine starke Partey für den Invalidenprediger. Der Magistrat kehrte sich daran nicht, sondern fertigte vermöge seines Patronats und Wahlrechts die Vokation aus, welche schon den 13. Junius dem kurmärkschen Konsistorium zur Bestätigung übergeben wurde. Nun trat eine Deputation von Bürgern ††) den König in Potsdam persönlich an, und verlangte den Invalidenprediger von ihm. Der König gab d. 19 Jun. der kurmärkschen Kammer Befehl, diese streitige Predigerwahlsache zu vergleichen, und setzte hinzu:

„Wenn

†) Die Wrehe ist eine gewisse Polizeyaufsicht auf die Aecker, wobey die Ackerbesitzer von den Wreheherren, welche diese Aufsicht haben, gestraft werden können.

††) Der Magistrat sagt in einer Eingabe ans Konsistorium v. 2 Jul.: „Die ganze Gemeine in Lützow „habe erkläret, daß sie zu dieser Vorstellung an „den König niemals Vollmacht gegeben, und man „also ihren Namen gemißbraucht habe.“

„Wenn nur die Gemeine zu Charlottenburg mit „einem geschickten und seinem Stande sich ge„mäß aufführenden Prediger wieder versorgt „wird, so ist es S. K. M. gleichgültig, welcher „von diesen Predigern zu dieser Pfarre gelan„gen möchte."

Es scheint sonderbar genug, daß der König diese geistliche Sache einem Finanzkollegium auftrug. Aber eben dieß zeigt, daß Er die wahre Beschaffenheit derselben einsah; denn nun war sie eigentlich eine Polizeysache geworden. Es kam nicht sowohl auf die Person der beiden Prediger und auf ihre Lehre, sondern auf das Recht des Magistrats und auf die muthwillige Widersetzlichkeit der Bürgerschaft an; und da die letztere sich unter der Religion versteckte, so wollte der König auch den Schein vermeiden, daß er ihren Religionsbegriffen Eintrag thun wollte, sondern wollte lieber beide Theile vergleichen.

Es ward eine Kommission von der Kammer nach Charlottenburg geschickt, welche jeden Bürger einzeln mündlich vernahm, und sie untereinander und mit dem Magistrat zu vergleichen suchte; aber vergeblich. Die Einwendungen einiger Bürger gegen Herrn Eberhard waren seltsam genug.

 1) Daß

1) Daß er in der Glaubenslehre irrig sey (wovon sie doch aber nicht speciellen Beweiß anführen konnten; sondern man sah wohl, daß dieß den Leuten von andern nur war eingebildet worden. Wider die von Hrn. Eberhard gehaltenen Predigten, und wider seinen Lebenswandel hatten sie nichts einzuwenden.)

2.) Er habe bey der ersten Predigt nicht laut genug, und bey der zweiten Predigt so laut gesprochen, daß er, wenn er ihr Prediger werden würde, es auf diese Art nicht würde aushalten können.

Der König gab der Kammer zur Resolution:
Es solle der Gemeinde derjenige zum Prediger bewilligt werden, zu welchem sie das meiste Vertrauen hätte.

Der Magistrat stellte nun vor: Außer seinem Wahlrechte gehöre er auch zur Gemeinde, und glaube derjenige Theil derselben zu seyn, welcher die Geschicklichkeit eines Predigers besser beurtheilen könne, als unwissende Ackerleute und Handwerker. Allenfalls schlugen sie vor, daß der König (d. h. das Konsistorium) einen dritten zum Prediger setzen möchte.

Aber

Aber das wollte der widriggesinnte Theil der Bürgerschaft nicht; denn derselben schien es nur darum zu thun zu seyn, ihren Willen wider den Magistrat durchzusetzen, welcher nun, da die Sache bis zu sehr unanständigen Weiterungen gestiegen war, schlechterdings sein Recht und seine Autorität behaupten wollte, von welchen er glaubte, daß sie in Gefahr kämen, wenn er der unruhigen Bürgerschaft jetzt nachgeben wolle. Es klingt freylich nicht sehr erbaulich, wenn der Magistrat in einer Vorstellung vom 11 August sagt:

„Die Verschwörung dieses Theils der Bürgerschaft gehet so weit, daß unter ihnen zwey Tonnen Bier Strafe darauf gesetzet sind, wenn ferner jemand von ihrem Complotte aus denen dieserwegen bey dem Brauer —— angestellten Versammlungen ausbliebe, und nicht mit denen andern de Concert agirte. Sie drohen denen andern Bürgern, welche mit ihnen nicht gemeinsame Sache machen wollen, öffentlich und heimlich Haß und Verfolgung.“

Das Konsistorium fand auch die Sache so ernsthaft, daß es wegen eines Einwohners von Charlottenburg, von welchem der Magistrat namentlich anzeigte:

daß er Unterschriften bey der Bürgerschaft samlete und fast täglich und stündlich in Charlottenburg umher und nach Berlin liefe, um sich in dieser Predigerangelegenheit zu verwenden;
an das Landeskollegium schrieb, dem er untergeben war, um ihn wegen solchen Unfugs zur Verantwortung zu ziehen, welches auch geschah.

Die Bürger liefen wieder nach Potsdam zum Könige, und der Magistrat stellte auch Demselben unmittelbar sein unstreitiges Wahlrecht, und seine durch die unruhigen Köpfe gekränkte Autorität vor.

Der König ließ d. 23 Jul. die dritte Kabinetsordre in dieser Sache ergehen, worin er dem Minister des geistlichen Departements Freyherrn von Zedlitz auftrug:

„Dem Magistrate und der Bürgerschaft anzu„deuten, sie sollten sich über das zu ernennende „Subjekt vereinigen, und Ihn durchaus nicht „mehr behelligen."

Zugleich entsagte Herr Eberhard, welcher sich bisher in dieser Sache sehr leidend verhalten hatte, und welcher nicht Ursache zu fernerem so ärgerlichem Streite geben wollte, durch eine Eingabe ans Konsistorium, der erhaltenen Vokation. Dieser Schritt war seiner auf alle Weise würdig.

Es

Es ward nun auf eine Wahl angetragen, und der Magistrat war bereit, einen dritten zu wählen; aber der unruhige Theil der Bürger bestand schlechterdings darauf, seinen Willen zu haben, daß derjenige, den der Magistrat nicht gewählt hatte, die Predigerstelle haben sollte. Dieser Eigensinn war Ursache, daß sich nicht wenige von ihnen absonderten, die billiger dachten; sie fingen nun an zu bedauern, daß sie einen so geschickten und berühmten Mann, den sie vorher nicht seinem wahren Werthe nach gekannt hatten, hätten haben können, und bloß wegen der erregten Unruhen nicht erhalten hätten. Sie wünschten ihn nun noch zum Prediger zu haben. Da dieser Wunsch anfing lauter zu werden, ward der Magistrat um so viel mehr bewogen, seine erste Wahl durchzusetzen, und sich durch einige Starrköpfe davon nicht abhalten zu lassen. Beide Theile wendeten sich wieder nach Potsdam.

Der König war dieses Ueberlaufs zwar überdrüßig, ward aber doch auf die Ursache so vieler Unruhen aufmerksam. Er erkundigte sich nach den Personen der beiden vorgeschlagenen Prediger bey jemand, der ihm von Herrn Eberhard einen sehr unrichtigen und ungerechten Begriff

griff machte. Der König, als er bey der Tafel in guter Laune war, erzählte seinen Gästen auf eine komische Weise die Unruhen in Charlottenburg. Er sagte unter andern: „Die Leute zanken sich um „einen Atheisten und um einen Pietisten. Mir ists „einerley, welchen sie nehmen wollen. Aber sie „werden wohl den Pietisten nehmen, und der „wird auch wohl am besten für sie seyn.“ Hievon nahm ein Prinz, welcher immer ein Gönner der deutschen Litteratur war, Gelegenheit, dem Könige zu sagen, daß Herr Eberhard nicht ein Atheist, sondern ein gelehrter und würdiger Mann sey, welcher in Halberstadt und Berlin mehrere Jahre im Amte gewesen, wider dessen Lebenswandel nichts einzuwenden sey, und der wegen seiner Gelehrsamkeit Achtung verdiene. Er machte auch dem Könige die Apologie des Sokrates bekannt, mit deren Inhalt der König sehr zufrieden war, und nun von deren Verfasser einen vortheilhaften Begriff bekam. Da also der Magistrat abermals dem Könige vorstellte, er habe das Wahlrecht, und die erste Wahl sey rechtmäßig geschehen, so bestätigte der König die Wahl durch eine Kabinetsordre vom 12 August an den Staatsminister Freyherrn von Zedlitz, und befahl, „ohne weitere Rücksicht auf

„die

„die Einwendungen der Bürgerschaft zu nehmen, „das Nöthige zu verfügen." Aber die unruhigen Bürger überliefen dennoch den König immerfort, und sogar, als er einmal zu Pferde nach Charlottenburg kam, umringten sie ihn, und schrieen und baten so gewaltig, daß der König alles versprach was sie nur wollten, um sie nur los zu werden; er erließ aber keine Kabinetsordre deswegen.

Indessen ward doch die Introduktion aufgehalten, weil der unruhige Theil der Bürger immer auf den König pochte, und alle Mittel, die Leute zur Ruhe zu bringen, vergeblich waren. So verzog es sich, bis zu Ende des Decembers. Als der König nach Berlin zum Karnaval reisete, warteten einige der widriggesinnten Bürger in Zehlendorf auf Ihn, und übergaben abermals eine Bittschrift. Der König ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein, und fragte: „Was sie wider den Eberhard einzuwenden hätten, ob sein Lebenswandel „und seine Predigten nicht gut wären?" Die Bürger stockten und konnten darwider nichts einwenden, sie sagten aber: „er würde ihre Kinder nicht „nach der reinen Lehre unterrichten." Der König sagte: „Woher wißt ihr das?" Die Bürger stockten abermals und sagten: „sie glaubten es,

„nach dem was ihnen von demselben wäre erzählt „worden.“ Der König sagte aber sehr ernstlich: „Ey was! das ist kein Grund. Wenn er eure Kinder „nicht recht lehrt, so ist dafür das Konsistorium da, „bey demselben könnt ihr euch alsdann beschweren. „Ich sehe aber wohl, daß ihr nur widerspenstig „seyd, und eurem Magistrate nicht gehorsamen „wollt! Ihr sollt ihn zum Prediger haben!“ So bald er nach Berlin kam, befahl er sogleich: „Daß „der Prediger Eberhard sofort ohne weitere Wi„derrede introducirt werden solle,“ welches geschah.

Der Erfolg dieser Geschichte ist ein abermaliger Beweis, wie wenig der gemeine Mann bey dergleichen erregten Unruhen selbstständig handle oder einen wahren Grund seines Misvergnügens zu haben pflege. Denn Herr Eberhard hatte kaum sein Amt angetreten, als er schon die allgemeine Liebe seiner Gemeinde hatte, welche er auch in den fünf Jahren, die er er in Charlottenburg blieb, ununterbrochen genossen hat. — *

XXIII.

Im IVten Heft S. 80 wird in einer unrichtigen und daselbst berichtigten Erzählung vom im J. 1763 in Charlottenburg aufgeführten Graunschen Te Deum der Hr. Konzertmeister Benda erwähnt;

wähnt; obgleich der sel. Franz Benda damals noch nicht Koncertmeister war. Ich habe nun entdeckt woher der Irrthum des Erzählers in Ansehung dieses Namens entstanden ist. Der König hatte dem jetzigen Konzertmeister Hrn. Joseph Benda, beym Konzerte mündlich den ersten Befehl gegeben, daß das Te Deum von Graun aufgeführt werden sollte, welches nachher auch geschah.

XXIV.

Voltaire erzählt in seiner elenden und mit Unwahrheiten angefüllten Vie privée de Fr. II. S. 44 folgende Geschichte: Ein Prediger auf einem Dorfe unweit Stettin, habe wider den König unter dem Namen Herodes gepredigt. Darauf wäre derselbe nach Potsdam vors Konsistorium citirt, und durch zwey Grenadiere dahin gebracht werden. Der König selbst, nebst Argens und Pöllnitz hätten sich in Kragen und Mäntel als geistliche Konsistorialräthe verkleidet, und der König hätte ihn im Namen Gottes gefragt: Wider welchen Herodes er gepredigt habe, ob gegen Herodes den ersten oder den andern; und da der Dorfprediger nicht habe antworten können, hätten ihm die verstellten Konsistorialräthe gesagt: Er verdiente abgesetzt zu werden, man wolle diesmal für ihn bit-

ten, wofern er aber wieder gegen jemand predigte, den er nicht kennte, sollte er exkommunicirt werden. Man habe ihm darauf eine Sentenz ausgefertigt, die mit drey lächerlichen Namen unterschrieben gewesen, und er sey beschieden worden, diese drey vermeinte Konsistorialräthe den folgenden Tag in Berlin aufzusuchen, wo sie bey den übrigen Konsistorialräthen für ihn bitten wollten. Der Prediger sey abermals in Berlin ausgelacht worden, als er die unter den ihm gegebenen Blatte unterschriebene Konsistorialräthe gesucht hätte. Der König, der mehr lustig als freygebig gewesen, habe nicht einmal daran gedacht, dem Prediger seine Reise zu bezahlen.

Diese Erzählung hat der Verfasser, der zu Strasburg gedruckten Vie de Fr. II. (T IV. nouv Ed. S. 67) wörtlich nachgeschrieben, und sie ist in verschiedene deutsche Anekdotensammlungen gekommen. Gleichwohl ist nur wenig wahr daran, und die meisten Umstände sind unrichtig erzählt oder ganz erdichtet. Die Sache verhält sich folgendermaßen.

Der Prediger hieß Blankmeister, war ein rechtschaffner und gelehrter, aber etwas eifriger Mann. Er war unter der vorigen Regierung Feldprediger bey dem Regimente des Feldmarschalls von Grumbkow gewesen, und war nachher Inspektor zu Treptow an der Tollensee geworden, einer Stadt, die über 12 Meilen von Stettin liegt. Ungefähr gegen Ende des Jahres 1745, oder im Anfange des J. 1746 hatte er etwas, einen Offizier betreffend, welcher zum Könige Zutritt hatte, auf die Kanzel gebracht. Dieß war dem Könige vor die Ohren gekommen, und der gute Blankmeister war Ihm dabey als ein ganz närrischer pietistischer Schwärmer beschrieben worden, dessen Predigten Unruhen verursacht hätten.

Es

Es ward also beschlossen, sich mit einem Mann, den man für einen Thoren hielt, eine Lust zu machen; man fand aber an ihm einen ganz andern Mann.

Blankmeister ward zum Könige nach Potsdam entboten, aber frey und nicht durch Wache. Er ward daselbst in ein Zimmer geführt, wo Pöllnitz und d'Argens als Prediger verkleidet saßen. Es ist aber ganz ungegründet, daß auch der König in gleicher Verkleidung zugegen gewesen wäre; sondern derselbe stand hinter einem Schirm, um zu sehen wie die Sache ablaufen würde. Auch ist es ganz ungegründet, daß sich die Herren für Konsistorialräthe ausgegeben hätten. Es war ja natürlich, daß der Prediger die Namen der Konsistorialräthe würde gekannt, und also die Verstellung gleich würde gemerkt haben. Zudem ist auch in Pommern ein Konsistorium, und der Prediger hätte wohl gewußt, daß ihn der König eher vor dasselbe würde haben citiren lassen, besonders, da damals noch kein Oberkonsistorium in Berlin war. Die Herren gaben sich blos vor Prediger aus. Pöllnitz redete den B. an: dem Könige wäre von seinen Lehren ein nachtheiliger Bericht gegeben worden, und er habe ihnen den Auftrag gegeben, dieselbe zu untersuchen, und Ihm davon zu berichten. Die erste Frage war: Worin bestehet die wahre Gottseligkeit? Darauf antwortete B.: „Daß „man Gott fürchte und den König ehre." Von ähnlicher Art waren die andern Antworten, so, daß sie dem Lächerlichen gar keinen Raum gaben, wie man vermuthet hatte. Man glaubte also durch gelehrte Fragen es zu finden. D'Argens nahm also in lateinischer Sprache das Wort, und wollte den B. im Griechischen und Hebräischen examiniren. Dies lief aber gar übel ab. Denn der Examinirte wußte mehr, als der Examinator,

nator, welcher bald in ziemliche Verwirrung kam, zur großen Belustigung des hinter dem Schirme stehenden Königs. B. wurde also mit Ehren entlassen. Der König sendete ihm durch den sel. Geheimen-Kämmerer Fredersdorf eine Summe zur Vergütigung seiner Reise, ließ ihn dabey seiner Gnade versichern, und ihm die Hofnung zu einer noch bessern Beförderung geben. Blankmeister starb aber ohngefähr ein Jahr darauf.

Obige Berichtigung dieser Geschichte ist von einem noch lebenden Manne, dem sie damals der sel. B. selbst erzählte, und ist mit Nachrichten von Personen, die um den König waren, verglichen.

Im IVten Heft sind folgende Schreib- und Druckfehler zu verbessern:

S. IX. Z. 1. anstatt Schlesien l. **Böhmen.**

S. 5. Z. 4. v. unten und noch einigemal anstatt Fischer von Ehrenbach l. **Fischer von Erlach.**

S. 96. Z. 6 von unten: in einem Seitenflügel des Schlosses Sans-souci ist ein Keller.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicolai, Friedrich, 1733-1811

Anekdoten von König Friedrich II. von Preussen, und von einigen Personen, die um ihn waren

Bd.: 5

Berlin [u.a.] (1791)

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bg.pr.o.36(2#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11426651-5
VD18 80349269-001